

Liebe Marianne,



*Du fragst nach meinem
Glauben*

William Loader

Inhalt

<i>Vorwort</i>	2
Gott	3
Jesus	11
Die Bibel	25
Kirche	31
Rechtes Verhalten	37
Christ Sein	49
Das Heilige in uns	55

Published Privately 2024

Vorwort

Dieses Buch hat seinen Anfang in Gesprächen in meinem Heimatland Neuseeland, als wir wieder einmal dort zu Besuch waren, einige Jahre nachdem wir nach Australien ausgewandert waren. Ich unterhielt mich wieder mit ehemaligen Mitgliedern der Gemeinde, in der ich Pfarrer gewesen war, und auch mit Verwandten, darunter meine Nichte Kim, die damals ein Teenager war. Junge Menschen wie auch Senioren stellten ganz ähnliche Fragen über den Glauben.

Als neutestamentlicher Wissenschaftler war ich immer bereit, theologische Fragen zu diskutieren, aber diese Fragen waren anders. Sie brauchten keine langen wissenschaftlichen Erklärungen komplett mit Fußnoten. Diese Fragesteller wollten klare, allgemein zugängliche Antworten haben, die für das Denken und Leben in dieser Welt tauglich waren. Auf dem Heimflug beschloss ich, solche Antworten für ein Büchlein zusammenzufassen.

So entstand der englische Titel: „Dear Kim, this is what I believe“. Der Name Kim war praktisch, weil er beides ist, ein Mädchen- und auch ein Jungename. Auf Deutsch habe ich den Titel: „Liebe Marianne, Du fragst nach meinem Glauben“ gewählt, weil meine Schwägerin Marianne über die Jahre oft bedauerte, dass ihr das „Dear Kim“ Buch nicht so einfach zugänglich war, nicht zuletzt aus sprachlichen Gründen. Die deutsche Fassung ist aber nicht nur für Marianne gedacht, sondern genauso wie „Dear Kim“ für alle, die an Fragen des Glaubens interessiert sind. Für diese neue Fassung habe ich den Text zum Teil ergänzt, das eine oder andere gestrichen oder auch neu verfasst.

Meine Absicht ist es hier nicht, anderen vorzuschreiben, wie und was sie denken sollen, sondern ist ganz einfach eine Mitteilung, wie ich persönlich mit diesen Fragen zurechtkomme. Es soll ein Anstoß sein zum Weiterdenken für andere. Dies vorliegende Buch ist eine sehr lockere Übersetzung von „Dear Kim“, denn jede Sprache hat einen eigenen Stil der Umgangssprache. Ich versuche daher, die Fragen so zu behandeln, wie ich sie in einem lockeren Gespräch bei Tisch mit Freunden und Verwandten zum Ausdruck bringen würde.

Es stellten sich dabei ein paar Sprachprobleme, für die ich Lösungen finden musste. Zum Beispiel, welcher Artikel soll für die Anrede von Gott gebraucht werden. Sollte ich wechselweise männliche und weibliche Formulierungen benutzen oder von Gott nur unpersönlich reden? Für mich ist Gott weder männlich noch weiblich und wesentlich mehr als ein „es“. Ich rede von Gott als Person und habe mir dabei alle Mühe gegeben, die üblichen männlichen Formulierung von Gott zu vermeiden.

Auf der anderen Seite habe ich mich entschieden, doppelte Formulierungen, wie zum Beispiel von Leserinnen und Lesern, im Allgemeinen zu vermeiden, sondern stattdessen einfach von Lesern zu schreiben. Dabei möchte ich betonen, was im Text wohl klar wird, dass ich feministisch denke, dass ich mich sehr bemühe, inklusiv zu sein und jede Art von Diskriminierung zu vermeiden suche. Das erstreckt sich auch auf sprachliche Formulierungen, aber letztlich versuche ich, holprige Sätze zu vermeiden.

Gott

Liebe Marianne,

Wie kann man heutzutage vernünftig von Gott reden? Dazu gibt es eine ganze Reihe von Überlegungen.

Manchmal denke ich an Gott als eine Energie des Lebens, die überall anwesend ist, und die Alles zusammenhält. Gott ist in Allem, Gott ist auch in mir und in Dir. Ich kann mit dieser Energie im Einklang leben, oder mich auch davon abgrenzen. Für mich persönlich hat dies viel damit zu tun, wie sehr ich mit meinem echten Selbst im Einklang bin. Manchmal ist man sich dessen bewusst, dass man mit sich selbst nicht einig ist oder sich selbst nicht treu ist. Für mich kann das im tiefsten Sinne auch zugleich eine Frage sein, ob ich mich mit Gott einig fühle oder Gott treu bin. Hauptsache ist, dass ich versuche, mit Gott im Einklang zu sein, und wenn mir das gelingt, dann gelingt es mir auch, mit mir selbst und mit meiner Welt einig und treu zu leben.

Gewissen?

Einige nennen das Gewissen, aber für mich reicht dieser Ausdruck nicht ganz aus. Es geht um viel mehr als nur um Gut und Böse, Recht und Unrecht, sondern um das Leben selbst, wie man in Verbindung mit dem Geist und dem Leben des Universums harmonisch lebt. Es geht um das Bewusstsein, dass ich mit anderen, mit der Natur, mit mir selbst, eins bin. Alle schöpfen aus derselben Quelle, aus der Energie des Lebens – oder sie können dies tun. Gott ist wie ein Strom von Leben und Liebe, der durch alles fließt. Ich kann diesen Strom in meinem Leben fließen lassen oder ich kann ihn blockieren. Ich kann ihn in der Welt fließen lassen oder ich kann ihn stoppen.

Ich komme mir manchmal wie ein Baum vor, dessen Wurzeln das Wasser aus der Tiefe, aus diesem Strom, heraufholen. Dieses Wasser, diese Nahrung, kommt in mein Wesen herauf. Wenn ich mir mich selbst so vorstelle, bemerke ich eine entspannende, erneuernde Wirkung. Es ist daher für mich wichtig, mir ab und zu mal die Zeit zu nehmen, um dieser Verbundenheit mit meinen Wurzeln wieder bewusst zu sein, und wie es mir das Gefühl gibt, dass mein Leben aus dieser Tiefe ernährt und erneuert wird. Das kann auch dazu führen, dass ich erkenne, wo in mir Blockierungen vorhanden sind, damit ich diese dann auch auflösen kann.

Ähnlich ist es, wenn ich an andere um mich herum und in der Welt denke. Die Energie des Lebens dringt zur Einheit und Versöhnung. Wenn ich mit dieser Energie im Einklang bin, fällt es mir leichter zu erkennen, wo es Uneinheiten gibt und wo dieser Strom der Liebe blockiert wird – in anderen, durch andere, durch mich, durch uns. Das alles gehört zu dem Bemühen um Gerechtigkeit und Gleichheit unter Menschen, in diesem Sinne um Frieden. Denn dieselbe Energie, die zum Wohl in mir drängt, drängt dazu auch in der Welt der Menschen. Es geht also nicht bloß um mich und meinen innerlichen Frieden, sondern um Frieden im breitesten Sinne und Gerechtigkeit für alle. Dabei empfinde ich eine Solidarität mit anderen, manchmal im Schmerz, manchmal im Frieden.

Dies gilt auch für das Gefühl von der Solidarität mit der Welt der Natur. Ich bin in dem Sinne nicht nur mit allen anderen Menschen verbunden, sondern auch mit der Naturwelt. Was die Natur betrifft, betrifft auch mich. Wenn ich sehe, wie die Natur unter Missbrauch leidet, leide ich selbst. Wenn ich sehe, wie Menschen Missbrauch und Gewalt ausgesetzt sind, fühle ich mich selbst auch

betroffen. Wir gehören alle zusammen. Es geht mir nicht darum, wie ich mein eigenes Glück bewahre, sei es im Inneren jetzt oder in der Zukunft; sondern auch darum, wie ich in dieser Welt in einer Weise bewusst leben kann, die der Verbundenheit mit der Menschenwelt und der Welt der Natur gerecht wird.

Meine Vorstellung von Gott geht über dieses Bewusstsein von Gott als die Energie des Lebens weiter hinaus, denn für mich ist das Wort „Gott“ meine Antwort auf die Frage: woher kommt alles? Warum gibt es nicht einfach nur nichts? Das ist weniger eine Frage der Philosophie, sondern eine Antwort vom Wunder des Alls, von seiner unbegreifbaren Größe bis hin zu dem kleinsten unsichtbaren Detail. Der Sternenhimmel wie auch die kleinste hübsche Blume bringen die Bewunderung und das Gefühl von Dankbarkeit hervor. Du wirst wohl ähnliches erlebt haben. Hinter allem muss etwas sein und ich bezeichne das „Etwas“ als Gott.

Am einfachsten könnte man sagen: Gott hat das Universum geschaffen, aber ich bin mir nicht so sicher, dass das eine große Hilfe ist. Denn einige werden sofort an die Schöpfungserzählungen der Bibel denken und sie als historische Beschreibungen verstehen. Das sind sie sicher nicht. Der erste Bericht erzählt von einer Schöpfung über 6 Tage hin mit den Menschen als der Krönung des ganzen Unternehmens. Der zweite Bericht sagt aus, dass Gott zuerst Menschen aus Ton herstellte, sie anhauchte, um sie in Lebewesen umzuwandeln, und erst danach schuf er andere Wesen. Dies sind Mythen der antiken Welt der Israeliten, die sie in ihrer Weise adaptierten. Sie enthalten Weisheit, sind aber nicht sehr hilfreich, wenn es um die Entwicklung des Universums geht, das ja nicht vor 6000 Jahren, wie die Israeliten es voraussetzten, sondern vor über 13,5 Milliarden Jahren seinen Anfang gehabt hat. Es ist auch eine Frage, ob es überhaupt einen Sinn hat, von einem Anfang zu reden. Trotzdem, für mich dient die Vorstellung von Gott als Antwort auf die Frage: warum das alles? Wenn ich die nahe Verbindung mit meiner Umwelt, Menschen und Natur spüre, fühle ich mich Gott nahe, und wenn ich eine nahe Verbindung mit Gott spüre, fühle ich mich meiner Umwelt und der Welt der Menschen und der Natur nahe.

Gott als „Person“

Wenn ich von Gott rede oder denke, ziehe ich es immer noch vor, von Gott als Person zu reden, anstatt von einem unpersönlichen „Es“. Person zu sein heißt mehr als ein Ding, ein „Es“ zu sein. Deshalb, obwohl ich von Gott wie von einer Energie reden kann, komme ich fast unvermeidlich dazu, von Gott in persönlichen Kategorien zu reden. Ich bin dies seit langem so gewöhnt, und so will ich auch dabei bleiben. Zugleich ist mir bewusst, dass das sehr leicht zu Missverständnissen führen kann. In der Einleitung habe ich schon darauf hingewiesen, dass ich hier einen Kompromiss eingegangen bin, wenn es darum geht, ob man männlich oder weiblich von Gott redet.

Hauptsache ist, dass Gott wesentlich mehr als ein „Es“ ist, eine Idee, und gleichzeitig mehr als eine Person ist. Gott ist anders und kann nicht in solche Kategorien hineingefügt werden. Auch von Gott als einem Wesen zu denken, scheint nicht sehr passend zu sein. Man könnte sagen, dass Gott das Dasein ist, das Leben selbst. Das, aber, klingt dann zu abstrakt. Die Wirklichkeit Gottes, die auf unser Bewusstsein einwirkt, lässt sich in dem Sinne nicht definieren. Das scheint sogar unvermeidbar zu sein, gerade deshalb, weil Gott Gott ist. Dieses Verständnis kommt im Alten Testament dadurch zum Ausdruck, dass es verbietet, Bilder von Gott herzustellen, und es erzählt, wie Gott sich mit dem Namen „Ich bin, der ich sein werde“ (Ex 3,14) vorstellte. Heutzutage, wo wir mehr von der unendlichen Weite des Universums, den Millionen von Galaxien wissen, ist eine Rede von Gott als

einer Person im Blick auf die Wesen, die sich auf unserem Planeten entwickelt haben, ziemlich kleinkariert.

Das Wort „Gott“ nicht mehr gebrauchen?

Wenn wir daher Gott nicht beschreiben, geschweige denn, definieren können, ist es vielleicht an der Zeit, dass wir überhaupt aufhören, von Gott zu reden. Das empfiehlt sich manchmal, vor allen wenn Leute von Gott reden, als ob sie Gott vollkommen im Griff haben. Um phantasievoll mit dem Gedanken von Gott zu spielen, könnte man sagen, dass, wenn ein Kaninchen von Gott reden würde, es bestimmt von Gott als einem Kaninchen reden würde. Menschen denken von Gott in menschlichen Kategorien. Das ist zwar nicht zufriedenstellend, aber wenigstens bringt es zum Ausdruck, dass wir etwas Gemeinsames mit Gott haben, d.h. dass wir ein Verhältnis mit Gott haben können. Besser etwas Unbefriedigendes von Gott zu sagen als gar nichts. Würde ich versuchen, gar nichts zu sagen, würde ich bald merken, dass Gottes Wirklichkeit mich drängen würde, aus meinem Schweigen herauszutreten und einen Ausdruck bzw. eine Erklärung zu erfinden.

Ich würde so etwas erfinden, weil ich mich in der Tiefe meines Wesens dazu motiviert fühlen würde, auf Gott zu reagieren. Eine primitive Antwort, ein primitives „Ja“ würde sich hervorheben, ein Danken aus dem Inneren meiner Seele. Manchmal ist das eine Art Bewunderung angesichts des Universums, manchmal ein Ärgern und ein Schmerz angesichts einiger Ereignisse in unserer Welt – in Solidarität mit Gott. Ich weiß, dass für andere, die sehr viel Leiden und Schmerz ausgesetzt sind, diese Solidarisierung sehr persönlich auf ihre eigene Situation bezogen ist. Es ist, als ob es in jedem eine Frequenz gibt, auf der sich das tiefste Bewusstsein von Freude und Schmerz bekannt macht.

Probleme, wenn man von Gott als Person redet

Wenn man von Gott als einer Person redet, gibt es unweigerlich Probleme und einige sind so gravierend, dass sie oft ein Grund sind, warum Leute sich von ihrer Religion abwenden. Einige glauben zum Beispiel, dass Gott einen Plan festgelegt hat, wie sich das Leben einzelner entwickeln soll, und wie ein Puppenspieler setzt Gott den Plan in Bewegung. Ich denke nicht so an Gott. Selbstverständlich ist unser Leben von verschiedenen Faktoren beeinflusst, seien sie indirekt aus unserer Umwelt, seien sie genetisch, seien sie durch unseren körperlichen oder geistigen Zustand bestimmt. Die Selbstbestimmung hat Grenzen, aber das ist etwas ganz anderes, als dass Gott unseren Lebensweg vorherbestimmt hat, oder dass etwa die Sterne unseren Weg bestimmen, wie einige es haben wollen.

Aus dem gleichen Grunde finde ich es nicht überzeugend, wenn Leute meinen, dass Gott nur ab und zu eingreift und bestimmt, was geschieht, obwohl viele an Gott in dieser Weise glauben. Dahinter liegt die Vorstellung, die viele vom Beten haben. Dementsprechend, wenn ich oft genug und richtig bete, kann ich Gott dazu bewegen einzugreifen, um die Welt in meinem Interesse und im Interesse von anderen anders zu gestalten, sei es um schlechtes Wetter abzuwenden, mein Auto wieder in Gang zu bringen, eine gut bezahlte Arbeitsstelle zu finden oder mir ein reiches Leben zu schenken. Es gibt sogar Kirchen, die behaupten, dass Gott den Glauben der Gläubigen so belohnen wird. Sie werden angeblich nie arm sein. Das war nicht der Fall bei Jesus und ist auch nicht so unter den Armen dieser Welt. Die Motivation solcher Gläubigen ist zu respektieren. Viele halten diese Vorstellung jedoch nicht um sich selbst zu bereichern, sondern aus Sorge und Liebe für andere. Sie wird aber dadurch nicht überzeugender.

Wenn wir glauben, dass Gott hier und dort das Wetter ändert oder aus anderen Gründen als Antwort auf Gebete eingreift, ist die Schwierigkeit: warum greift Gott nicht ein, wo es Hungersnot und natürliche Katastrophen gibt? Müssen wir annehmen, dass Gott nicht bereit ist zu helfen oder es nötig hat, durch die Gebete der Gläubigen überzeugt zu werden? Solche Annahmen finde ich sehr abwegig. Es hilft auch nicht weiter, wenn Leute versuchen, das fehlende Handeln von Gott dadurch zu erklären, dass Gott an einem Plan festhält, dessen Sinn wir noch nicht erfassen können, weil wir nur Menschen sind, aber eines Tages werden wir den Plan verstehen. Es leuchtet mir nicht ein, zu sagen, dass Gott jemand durch einen Autounfall oder durch Krebs oder Ähnliches zu sich „genommen“ hat. Ich verstehe, wie solche Ideen für viele eine beruhigende Wirkung haben, aber für mich macht solches Denken über Gott keinen Sinn. Das stammt nicht aus mangelnder Ehrfurcht vor Gott, sondern aus mangelnder Überzeugung von diesen menschlichen Vorstellungen von Gott.

Liebe: Freiraum zu schenken und in Verbindung zu bleiben

Ich finde es sinnvoller, von Gott so zu denken, dass Gott das Universum mit der Freiheit in Gang gesetzt hat, dass es sich auf seine eigene Weise entwickeln kann, dazu gehört auch, dass sich Formen des intelligenten Lebens entwickelten, die Anteil an dieser Entwicklung haben und sie zum Teil auch gestalten können. Um das in mythologischer Sprache zum Ausdruck zu bringen, hat Gott entschieden, nicht den ganzen Platz für sich selbst zu beanspruchen, sondern aus freizügiger Liebe Platz für andere freizumachen, damit sie sich in ihrer eigenen Weise entwickeln können. Liebe heißt, die Welt des Universums mit dieser Freiheit zu beschenken, Raum für neue Formen des Lebens zu schaffen, aber dabei immer in Verbindung bleiben.

Aber wie hält Gott diese Verbindung aufrecht und wie ist sie zu verstehen? Auf einer Ebene muss ich antworten: ich weiß es nicht und kann es nicht wissen. Vielleicht begegnen wir Gott nicht nur, wenn wir voller Bewunderung sind und die Schönheit dieser Welt genießen, sondern auch, wenn wir sie schlecht behandeln und die Konsequenzen für uns und andere erfahren, als ob die Welt ein Organismus sei, der sich wehren kann. Ist das Gott oder einfach Wirkung und Gegenwirkung?

Andererseits empfinde ich es als absurd, von Gott nur als von einem Zuschauer zu sprechen, der mit Angst und auch mit Liebe hilflos zusieht, was sich auf dem Sportfeld der Welt abspielt, in der Hoffnung, dass das Gute gewinnen wird. Gott würde dann so gut wie gar nicht existieren, wenn Gott sozusagen den Ball in Bewegung brachte und sich dann einfach zurückzog, um das alles seinem Schicksal zu überlassen.

Daher scheint es mir sinnvoller von Gott als mit dem Universum zutiefst engagiert zu reden, aber nicht von Gott, der von außen her zusieht, um ab und zu einzugreifen, vor allem als Antwort auf dringende Bitten. Eher denke ich von Gott in uns, unter uns, und als eine Macht oder ein Impuls, der auf das Ziel hindrängt, Liebe und Frieden in die Welt und in unsere Leben zu bringen. Wir können uns so sehen, als ob wir ein Teil dieses Impulses sind und uns in dem Sinne als Partner mit Gott in der Weiterentwicklung der Welt verstehen – auf unsere sehr begrenzte, aber doch bedeutende Weise. Wir nehmen damit an Gottes Wesen teil. Beten heißt, diese Verbindung, dieses Zusammensein, aufrecht zu halten und zu entwickeln. Dafür machen wir Platz und nehmen uns Zeit, um das Bewusstsein von Gottes Wirklichkeit zu stärken und uns dafür offen zu halten, wie Bäume, die durch ihre Wurzeln ernährt werden. Gott ist dabei in unserem Leben und in unseren Erfahrungen, sei es in Freude, Kampf, Schmerz, Abenteuer, oder in Kreativität.

Für mich bedeutet das Beten eine andere Art, wie man vor Gott und vor anderen offen wird, damit man sozusagen wie ein Rohr ein Weg von Gottes Liebe und Energie funktioniert. Das hat weniger damit zu tun, dass man versucht, Gott zum Eingreifen zu überreden, sondern hat mehr damit zu tun, dass ich mich bereit erkläre, von Gott überredet zu werden, Teil an Gottes Liebe für andere zu haben. Wir bringen unsere Sorgen um uns selbst und um andere und lassen uns Gott gegenüber offen sein, damit wir ein Teil von Gottes Handeln werden.

Grundlegend für alle diese Beobachtungen ist der Glaube, dass Gott, wie immer man es, ihn oder sie versteht, es gut mit der Welt meint und nicht schlecht. Man kann es auch anders verstehen, nämlich, dass Gott es nicht gut mit der Welt meint oder sogar eine feindliche Macht sei, die nur daran interessiert sei, das Böse gewinnen zu lassen, also ein Monstrum. Das Leben wäre dann ein bedrückendes Dasein, ein Versuch trotz Gott zu überleben. Für Leute, die sich ihr ganzes Leben lang schlechten Vorkommnissen ausgesetzt fühlen, mag das einleuchtend sein. Ihre Erfahrungen sind nicht zu verleugnen. Es gibt auch andere Lösungen, nicht zuletzt, weil am Anfang des christlichen Glaubens ein Kreuz steht, was bedeutet, dass man auch in der Tiefe eine Solidarität mit Gott erfahren kann, sogar einen Gott findet, der auch Schmerz miterlebte.

Gott ist also keine verhätschelnde Großmama, kein besorgter Großpapa, die/der auf einem goldenen Thron im Himmel sitzt. Solche Missverständnisse stammen zum Teil davon, dass wir von Gott als einer Person reden. Von Gott als Person zu reden, heißt Gott in menschlichen Kategorien zu beschreiben und zu denken, die manchmal nicht sehr gut passen. Bilder von Gott als einer weisen alten Dame oder einem weisen alten Mann sind nicht schlecht, aber deutlich unbefriedigend. Es war unvermeidbar, dass Leute sich Vorstellungen von Gott machten, die ihren Vorstellungen von den besten Menschen entsprachen. Das ist verständlich aber auch zum Teil höchst unbefriedigend.

Menschliche Bilder von Gott: Vorteile und Nachteile

Im Allgemeinen haben die meisten Menschen dem Herrscher ihrer Gesellschaft die höchste Ehre gewidmet und in den meisten Fällen handelte es sich um einen mächtigen Mann, einen König. Es war daher zu erwarten, dass Leute sich Gott als König vorstellten. Ein König sitzt auf einem Thron. Leute verbeugen sich vor ihm. Dem König ist ohne Vorbehalt zu gehorchen, vor allem einem gerechten König. In ähnlicher Weise war in den meisten Familien der Vater die führende Person, der Hausherr. Deshalb ergab sich das Bild des Vaters als ein passendes Bild für Gott. Beiden Bildern ist gemeinsam, dass sie Gott in Kategorien der Macht und der Männlichkeit darstellten.

Diese Bilder hatten auf zwei Weisen einen großen Einfluss. Einerseits bekräftigten sie die Werte von Macht und Männlichkeit in der Gesellschaft und in der Familie, denn diese waren die Werte, die man am meisten in Gott feierte, und andererseits befestigte dies die Vorstellung von Gott als machtvoll und männlich, eine gegenseitige Vertiefung. Es schien ganz in Ordnung zu sein, Gott als König und Vater des Universums darzustellen. Das Verständnis von Gotteshandeln und Gotteswesen entsprach dem Verständnis und der Erfahrung von Königen und Vätern, seien sie liebenswert oder grauenhaft. Man war bereit, diese Züge auch bei Gott zu finden.

Am besten dienten die Erfahrungen von Königen als liebevoll und gnädig. Gott führte dementsprechend eine wohlwollende Diktatur. Er hatte Macht und Ehre, aber sorgte dafür, dass die, die Gott und seine Gebote missachtet hatten, einen Weg zur Rehabilitierung hatten. Wenn sie demütig zu ihm zurückkehrten, beichteten und ihre Reue durch Wort oder andere Leistung als echt bewiesen, dann konnte er ihnen vergeben.

Wenn wir das Modell der wohlwollenden Diktatur benutzen um von Gott zu reden, können wir die gute Nachricht in folgender Weise darstellen. Gott, der König, hat ungehorsame Untertanen, die ihn durch ihren Ungehorsam gegenüber seinen Geboten beleidigt haben. Sie verdienen daher gestraft zu werden. Die Strafe musste ausgeführt werden. Gesetz ist Gesetz. Gott musste sich auch daranhalten. Aber aus liebevoller Initiative hat Gott einen Ausweg für sie und für sich selbst erfunden, der gleichzeitig seine Gebote und Regeln nicht kompromittieren würde. Er hatte einen Sohn, der gerecht und gehorsam war und nichts getan hat, um Strafe zu verdienen, sich aber bereit erklärte, die Strafe auf sich zu nehmen. Das hat er getan. Er trug ihre Schuld und ihre Strafe am Kreuz. Dabei ermöglichte er es seinem Vater, den Sündern ein Angebot der Vergebung zu machen, ohne dass er seine Gesetze missachtet hat.

Diese gute Nachricht blieb für alle offen bis zu ihrem Tod. Wenn sie allerdings das Angebot der Vergebung nicht annehmen, oder wenn sie zu ihren sündigen Wegen zurückkehren, dann bleibt nichts anderes übrig, als dass Gott sie der Strafe aussetzt. Das bedeutet, dass er sie ewigen Qualen aussetzt – nämlich in der Hölle. Dieser Vater wird die Tür vor ihnen zuschlagen. Die bestrafende Quälerei sei gerecht, denn Gott und seine Gebote sind gerecht. Als Ganzes betrachtet, war die liebevolle Initiative ein begrenztes Angebot, eine befristete Liebe und eine gnädige Ausnahme, denn man setzt voraus, dass Gott normalerweise nicht so handelt. Er ist schließlich der König von allen und seine Gesetze gelten ewiglich.

Bilder von Macht und Gewalt oder Bilder von Liebe

Häufig wird die christliche Botschaft nach dem obigen Modell vorgetragen. Sie soll gute Nachricht sein, aber in Wirklichkeit ist sie es gar nicht. Es ergibt sich daher, dass Menschen am Ende entbehrlich sind. Sie können abgeschrieben werden. Man kann sie Gewalt und Quälerei aussetzen, vor allem wenn man recht hat, denn Gott handelt so. Man tötet oder quält die, die ungehorsam sind und mit denen man nicht einverstanden ist. Das Modell lehrt, dass Vergebung und Liebe bei Gott nicht normal und nicht zu erwarten sind, und deshalb sollte man umso mehr dankbar sein, dass Gott für eine bestimmte Zeit eine Ausnahme entstehen ließ, ehe er zu seiner normalen Handlungsweise von Gewalt und Grausamkeit zurückkehrte, um seine Ordnung aufrechtzuhalten. Im Endeffekt sei Gott nicht liebevoll und Jesus sei eine Ausnahme im Leben Gottes, nicht aber eine Offenbarung seines ewigen Wesens.

Die Auswirkungen dieses Modells sind weitreichend. Es überrascht nicht, dass man Gewalttätigkeit oft dort findet, wo dieses Modell geherrscht hat: sei es international, institutionell, in Gemeinden, in Familien oder in zwischenmenschlichen Beziehungen. Über die Jahrhunderte der Kirchengeschichte war dieses Modell und dieses Bild von Gott als mächtiger König und strafender Vater fast immer anwesend und so fast immer wirksam. Das ist erstaunlich, denn dabei wird die gute Nachricht, die wir in Jesus verkörpert sehen, ins Gegenteil umgesetzt. Auch wenn das Modell dazu benutzt wird, um Gottes Liebe zu feiern, bleibt es schließlich eine schlechte Nachricht. Meiner Meinung nach besteht die gute Nachricht darin, dass ich dieses Modell und diese Bilder von Gott aufgeben kann und muss. Ich tue es hauptsächlich aus zwei Gründen, einem modernen und einem historischen.

Erstens haben unsere Vorstellungen von Königen, Herrschern und von Vätern eine wesentliche Revidierung erfahren. Wir haben eine ganz andere Vorstellung davon, was es bedeutet eine vorbildliche Person zu sein. Zunächst einmal, warum ein männliches Vorbild und kein weibliches? Gott ist weder männlich noch weiblich. Und noch weiter: wir verstehen Macht anders. Niemand ist

dazu berechtigt, andere der Gewalt, geschweige denn Quälerei auszusetzen. Das ist nicht so, weil niemand perfekt oder ohne Makel ist, und daher nur Gott dazu berechtigt ist, sondern weil Gewalttätigkeit und Quälereien selbst unberechtigt sind. Dies erkennen die meisten Gesetzesordnungen der zivilisierten Welt an, wo zwar im Gericht Strafverfahren angeordnet werden können, aber hauptsächlich im Zusammenhang mit Versuchen, die Menschen zur Rehabilitation zu bringen und andere vor Gesetzesübertretungen abzuschrecken.

Wer Macht hat, muss sie verantwortlich ausüben. Wir schätzen vor allem Politiker und Menschen in führenden Rollen, die zeigen, dass sie ein Herz haben und liebevoll handeln. Liebe soll nicht die Ausnahme, sondern die Regel sein. Das ist das Modell der echten menschlichen Person, das wir schätzen. Die meisten von uns haben kein Vertrauen zu denen, die meinen, dass sie wegen ihrer Macht, ihres Reichtums oder ihres adeligen Ursprungs wegen geehrt werden sollten. Dieses neuzeitlich menschliche Modell und die Werte, die es beinhaltet, widersprechen daher den Vorstellungen von Gott, die auf Vorbildern von Königen und Vätern basiert sind.

Wenn Gott mindestens so liebevoll ist wie die Menschen, die wir hochschätzen, dann wird unser Verhältnis mit Gott auch neu bestimmt. In der Antike waren Könige hauptsächlich damit beschäftigt, an der Macht zu bleiben – eine Einstellung, die sich in der heutigen Welt bei vielen auch nicht geändert hat. Sie handeln in ihren eigenen Interessen. Eine Bitte an sie zu richten war in diesem Sinne die, eine Ausnahme zu machen, und man hoffte, dass die Bitte gehört wurde. Solche Ausnahmen waren notwendig, denn sonst hätte der König entweder die Not übersehen oder sie nicht ernst genommen. Daher die Bitten und deshalb auch das Beten. Man musste Gott auf etwas aufmerksam machen oder ihn überzeugen, dass er etwas unternimmt, um die Sache zu ändern. Es kann ja auch heute bei einigen Politikern so sein, die nur dann zu etwas zu bewegen sind, wenn man ihnen Millionen von Unterschriften vorlegt!

Ist Gott wirklich wie ein Monarch der alten Zeiten? Wenn man anders von Gott denkt, dass er vor allem mit Liebe und Einfühlsamkeit erfüllt ist, dann kann man das Gebet ganz anders verstehen. Gebet hat weniger damit zu tun, dass ich versuche, Gott zu informieren, zu überreden oder zu aktivieren, sondern hat mehr damit zu tun, dass ich mit Gott meine Sorgen teile, und bereit bin, mit Gott in Liebe darauf einzugehen, was mich in meiner Welt in Sorge versetzt.

Vergebung: ein Zugeständnis oder ein Aspekt der Liebe?

Ähnlich haben sich unsere Vorstellungen davon geändert, wie wir verstehen, was es bedeutet, in gesunden menschlichen Verhältnissen zu leben. Vergebung ist dann nicht ein Zugeständnis, das verdient wird, indem genug Reue gezeigt wird, sondern eine Gabe der Liebe. Vergebung heißt, die Macht aufgeben, und stattdessen andern gegenüber offen zu sein und sich selbst ihnen gegenüber nicht zurückzuhalten oder Hass gegen sie zu hegen. Eltern, die ihr Verhältnis mit ihren Kindern auf der Grundlage verstehen, dass sie als Eltern Ehre, Respekt und Gehorsam verdienen, und nicht auf der Basis von Liebe, leben in geistlicher Armut. Ich wäre sehr traurig gewesen sein, wenn meine Kinder mich nur auf diese Weise respektiert hätten. Nicht Macht und Furcht, sondern Offenheit und Liebe sind die Basis für gesunde menschliche Verhältnisse.

Wir alle wollen respektiert werden, akzeptiert, so wie wir sind, mit unseren Stärken und Schwächen. Wir wollen ja keine leere Liebe, die unsere Wirklichkeit nicht sieht, sondern eine vollkommene Liebe, die sich mit uns auseinandersetzt, unsere Grenzen respektiert und erkennt, und uns die Möglichkeit anbietet, uns zu entwickeln, Liebe zu akzeptieren und weiterzuleiten. Solche Liebe befreit und ist

auch konfrontierend, vor allem, wenn ich mich belüge und versuche, die Wirklichkeit zu übersehen. Liebe befreit einen, sich selbst echt zu lieben und auch andere zu lieben. Das ist die Grundlage gesunder Verhältnisse.

Es würde mich zutiefst schockieren, wenn jemand meinen würde, dass ich erst dann liebevoll handeln würde, wenn jemand mich mit hoher Achtung oder Verdienstbeweisen und mit Geldsummen dazu bewegen würde. Genauso schlimm wäre es, wenn jemand meinte, dass ich wegen einer Wohltätigkeit besonders gepriesen werden sollte, als ob ich dabei eine Ausnahme von meiner normalen Lebensweise gemacht hätte. Aber genau das finde ich oft in Dankgebeten an Gott.

Jesus

Liebe Marianne,

fangen wir mit dem Grundwissen an: Jesus war ein Jude, der zu einer bestimmten Zeit in der Geschichte der Menschheit lebte. Über dieses Zeitalter sind wir ziemlich gut informiert. Es war das Zeitalter des römischen Reiches. Jesus lebte in Palästina und war hauptsächlich in Galiläa und Judäa tätig. Mit anderen Worten, was immer man sonst noch dazu sagen will, wir können festhalten, dass er ein Mensch in der Geschichte der Menschheit war, und kein Gott und keine mythische oder märchenhafte Gestalt. Er war auch keine Erfindung der Religion, denn dagegensteht, dass die frühesten Berichte über ihn oft nicht miteinander übereinstimmen. Abgesehen davon gibt es Berichte in Quellen aus dem ersten und zweiten Jahrhundert, die nicht von christlicher Herkunft sind, wie Suetonius, Tacitus, Plinius und Josephus, die Jesus erwähnen und von ihm als einem Menschen wie jedem anderen berichten.

Auf der anderen Seite ist so viel Verschiedenes von Jesus über die Jahrhunderte hin bis zum heutigen Tag geschrieben worden, dass es gar nicht einfach ist herausfinden, wer Jesus eigentlich war. Vieles was zu seiner Gestalt über die Zeiten hinzugetragen wurde, ist legendär oder eine symbolische Erweiterung. Trotzdem können wir sicher sein, dass dahinter die Erinnerung an eine wirkliche Person liegt, nämlich Jesus.

Ein Licht leuchtet durch

Manchmal stelle ich mir die Geschichte wie eine weit ausgebreitete Decke vor, unter der ein Licht brennt. Diese Decke ist alt und hat hier und dort Löcher, durch die das Licht scheint. Das Licht scheint an verschiedentlichen Stellen durch. Mit diesem Bild versuche ich zu erklären, wie man auch Gottes Licht an verschiedenen Stellen der Geschichte erkannt hat. Solche leuchtenden Stellen hat man in verschiedenen Formen erkannt — wo etwas geschehen ist oder jemand etwas gesagt hat und worauf man so reagiert hat, dass man sagt: das war für mich sehr einleuchtend, eine Offenbarung, ein Moment, in dem bei mir das Licht aufgegangen ist. Jetzt sehe ich mein Leben anders. Das war ein Gott-Augenblick, d.h. ich bin dadurch zu einem neuen Verhältnis mit mir selbst gekommen, mit der Wirklichkeit, und mit dem, was dahintersteht, mit Gott. Oder manchmal fehlen einem die Worte. Die Erfahrung ließ sich einfach nicht in Wortformulierungen ausdrücken.

Solche Erfahrungen sind zu vielen Zeiten und unter vielen Kulturen zustande gekommen und können auch bei uns in unserem persönlichen Leben vorkommen. Sie können ein Wendepunkt in unserem Leben sein, wo Dinge zu einer Einheit oder zu einer Einsicht zusammenkamen, die uns bisher fehlte. In dem Sinne würden wir sagen, dass wir das Licht gesehen haben, eine Aufklärung erfahren haben. Manchmal kann es ein trauriges Erlebnis sein, das eine solche Aufklärung hervorbringt oder ein sehr positives Erlebnis, oder es kann auch bloß ein alltägliches gesprochenes Wort oder eine gewöhnliche Tat sein.

Momente der Aufklärung oder des Aufleuchtens werden selten vergessen. Meist bleiben sie in Erinnerung und werden dann gefeiert, vor allem, wenn es z.B. grundlegende Ereignisse für eine ganze Gruppe sind. Die alljährliche Erinnerung in Australien und Neuseeland an die Ereignisse von 1914 ist ein interessantes Beispiel dafür, das zeigt, dass solche Ereignisse nicht immer erfreulich zu sein brauchen, denn in diesem Fall erinnert man sich an einen schlecht geplanten Angriff bei Gallipoli

an der Küste der Türkei, der feilschlug und bei dem viele starben. Um solche Ereignisse bilden sich Legenden, aber auch rituelle Handlungen und Gebräuche, die helfen, die Erinnerung wach zu halten und würdig zu feiern. Dabei kommt es oft dazu, dass man nicht immer erkennen kann, was dabei für die Teilnehmer eigentlich so wertvoll oder bedeutungsvoll war: ein ehrendes Gedächtnis? Solidarität unter sich? Nationales Bewusstsein? Vor allerlei Schwierigkeiten und Rückschlägen zusammenhalten? Bei solchen Traditionen ist es typisch, dass die Bedeutung für die Teilnehmer unterschiedlich sein wird und dass dies sich wiederum in den Zeremonien widerspiegelt. Die Offenbarung erweitert die Wirklichkeit mit neuen Erkenntnissen.

Solche Entwicklungen sind für Religionen auch typisch, vor allem wenn sie Ereignisse, die weit in der Vergangenheit liegen, für ihre heutigen Teilnehmer zeitgemäß zu feiern versuchen. Manchmal versucht man, sie wieder aufleben zu lassen, symbolisch zu wiederholen, von ihnen zu erzählen, oder sie mit Singen und Tänzchen zu würdigen. Die Feier versucht, die Verbindung mit der Vergangenheit aufrecht zu erhalten und gleichzeitig darauf hinzuweisen, wie ich mich heutzutage in meinem täglichen Leben so verhalten kann, dass ich diesem Anfang, diesen Einsichten, dieser Offenbarung Rechenschaft gebe. Bei den Juden spielen Feste, wie zum Beispiel das Passafest, diese Rolle, wo sie sich durch das Passamahl an die Legende der Befreiung ihres Volkes aus Ägypten erinnern. Der Islam erinnert sich in ähnlicher Weise durch Feste an die Kämpfe und Siege von Mohammed. Das sogenannte Alte Testament der Bibel beinhaltet viele Geschichten und Legenden, die für das Identitätsbewusstsein des Volkes wichtig waren.

Jesus und das durchleuchtende Licht

Wenn ich über die Decke hinwegschaue, um Lichtpunkte zu erkennen, wo, sozusagen, Gottes Licht durchleuchtet, kommt für mich vor allem das Licht ins Blickfeld, das ich in Jesus sehe. Andere sind auch wichtig, aber für mich ist diese Stelle etwas Besonderes, das dann als Anfangspunkt dient für mein Denken über Gott. Mit „Jesus“ meine ich die Berichte von den letzten drei Jahren seines Lebens, oder vielleicht von weniger als einem Jahr, wenn man den Evangelien nach Markus, Matthäus und Lukas folgt. Dabei geht es um die Eindrücke und Erinnerungen, die in den Evangelien enthalten sind und die Überlegungen und Eindrücke, die sich in den Briefen von Paulus widerspiegeln. Die Datenbank ist nicht sehr umfangreich, aber sie genügt, um eine Skizze zusammenzurechnen. Das Bild, das entsteht, bringt Erinnerungen aber auch Auslegungen in den Farben und in dem Stil von Generationen zusammen, die über etwa ein halbes Jahrhundert zurückblicken.

Was sehe ich in diesem Jesus? Was suche ich dabei? Ich suche Antworten auf die Frage: wer und wie ist Gott und was bedeutet es, mit Gott einig zu sein? Das bedeutet im Grunde, wie soll ich mich selbst und meine Welt verstehen und wie komme ich in dieser Welt am besten zurecht? Was gibt dem Leben einen Sinn? Was ist letztendlich wahr? Wie können wir Menschen am besten miteinander und mit unserer Welt auskommen? Diese Fragen sind alle im Grunde genommen Gottesfragen. Sie gehören in den Bereich der Gottessprache und in den Diskurs über Gott, auch wenn das Wort Gott in ihnen nicht speziell vorkommt. Was finde ich, wenn ich mich mit diesen Fragen an Jesus, bzw. an die Tradition der Worte und Taten Jesu zuwende?

Das erste, das mich beeindruckt, ist, dass Gott bei Jesus ein Gott der Liebe und freizügiger Zuwendung ist. Gott wendet sich in Liebe an alle, ohne Vorbehalt. Nichts steht dieser Liebe im Wege, sei es Rasse, Religion, Sexualität, Geschlecht, Alter, selbst wenn Leute sich durch böses Vernehmen als Verbrecher und Außenseiter gezeigt haben. Das bedeutet nicht, dass Jesus solche Unterschiede

und Verfehlungen naiv in einer Art Selbstleugnung vertuscht hat, um allen gegenüber nett und freundlich zu sein. Keineswegs! Im Gegenteil, er sagte die Wahrheit und liebte andere in einer Weise, die ihre Wirklichkeit ernst nahm, sei sie gut oder schlecht. Er war nicht bereit, sie abzuschreiben oder abzustoßen. Für einige war solche Liebe eine Bedrohung, denn sie waren nicht bereit, sich selbst anzusehen, wie sie eigentlich sind. Es war einfacher, sich selbst zu belügen. Gemäß Jesus war auch Gott nicht bereit, bei solchen Leuten Liebe zurück zu halten. Jesus vertrat also eine Vorstellung von Gott, die das Beste seiner jüdischen Tradition reflektierte und er setzte diese konsequent durch.

Jesus lebte, was er lehrte

Mit anderen Worten, Jesus hat in seinem Leben und seinen Handlungen die radikale Liebe seiner Lehre von Gott zum Ausdruck gebracht. Ohne es an die große Glocke zu hängen – was hätte bedeuten können, dass er darum bemüht war, sich selbst zu rühmen - hat er gesagt, dass er in dem, was er lehrte und tat, Gottes Prioritäten reflektierte. Man sieht das in den Geschichten, die er gerne erzählte, seinen sogenannten Gleichnissen, von denen viele die Erfahrungen aus seiner Umwelt aufgriffen. Vielleicht das bekannteste erzählt von einem Vater, dessen Sohn ihn aus Gier überredet hatte, ihm seinen Teil des väterlichen Nachlasses schon vor seinem Tod zu übergeben. Weit entfernt an einem anderen Ort gab er das Geld zum Selbstgenuss verschwenderisch aus, wurde pleite und kehrte so zum Haus des Vaters zurück. Statt zu warten, um festzustellen, ob sein Sohn sich entschuldigen würde, was man von einem ehrenvollen Vater der Zeit hätte erwarten müssen, ließ Jesus den Vater in seinem Gleichnis im Gegenteil sofort zu seinem Sohn laufen, um ihn zu umarmen. Alle konnten sich selbstverständlich leicht in das Gefühl des liebenden Vaters hineindenken, auch wenn diese Handlung die Regeln und Normen der Gesellschaft durchbrach. Damit wollte Jesus sagen: ihr wisst alle, was Liebe in dieser Situation bedeutet. Warum könnt ihr es nicht begreifen, dass auch Gott so liebt?

Jesus benutzte dabei das Alltägliche und das Selbstverständliche, um den Menschen neue Überlegungen über Gott zu bringen. Gott ist nicht wie ein beleidigter Vater oder eine beleidigte Mutter. Gott würde nicht sagen: „Weg mit dir! Tür zu!“ oder „Du kommst erst dann zurück, wenn du das alles wieder gut gemacht hast.“ Jesu Bild von Gott passt also nicht gut zu Vorstellungen von Gott als einem mit sich selbst und seiner Ehre beschäftigten Wesen, wie die Herrscher in seiner und in späteren Zeiten. Das Verbeugen und sich Demütigen vor einem Herrscher ist nicht Jesu Vorstellung davon, wie man sich zu Gott verhält. Zwar benutzt Jesus das Motiv des Königs und des Königtums oder Königreichs, Gottesreich, wenn er von Gott spricht, aber, wie beim Motiv vom Vater, füllt er den Begriff von König nicht mit Macht und distanzierender Ehre, sondern mit Liebe und Engagement.

Hoffnung und Wirklichkeit

Es ist bedeutend und auch konsequent, dass Jesus ein Bild der Zukunft zeigte, das Gemeinsamkeit, Frieden und Freude darstellte. Das am häufigsten benutzte Bild dafür, das er aus seiner jüdischen Tradition schöpfte, schildert ein gemeinsames Mahl, wo es für jeden einen Platz gibt. Zwar war dieses Bild auch bei anderen Gruppen seiner Zeit beliebt, wurde aber bei denen exklusiv verstanden, d.h. es galt nur für ihre Angehörigen. Reich ausgestattete Mahlzeiten waren selten und fanden meist nur bei Hochzeiten oder nach Opferhandlungen im Tempel statt, wo man Fleischüberreste verzehren konnte. Für arme und hungrige Leute war das Mahl ein sehr treffendes Bild vom Heil, also wurden damit genau die Armen seines Heimatlandes von Galiläa angesprochen.

Hoffnung ist so eine Sache. Die Wirklichkeit aber eine ganz andere. Jesu Hoffnung vom kommenden Gottesreich bestimmte auch die Tagesordnung seines Lebens, nämlich wie er sich in der Wirklichkeit seiner Umgebung verhielt. Denn diese Hoffnung ließ sich schon zum Teil in der Gegenwart verwirklichen und zeigte die Wegweiser dafür. Dementsprechend bestimmte die Inklusivität, die gute Nachricht für die Armen, den Stil und die Orientierung seines täglichen Lebens. Das war nicht nur als Programm, dem man folgt, sondern auch als eine Kraft, die das Leben inspiriert und ermöglicht. Denn bei Jesus geht es um mehr als eine Idee, eine Hoffnung und ein Programm. Es geht um ein Verhältnis mit dem lebendigen Gott, der uns Liebe, Vergebung und Ermunterung anbietet, und uns so dazu befreit, an seinem Leben und an seiner Liebe teilzunehmen. In dem Sinne geht es darum, wie wir als Menschen am besten ein würdiges Verhältnis mit Gott haben können und so eine Antwort auf unsere Lebensfragen bekommen können, die uns und anderen zugute kommt.

Jesu Einstellung zu Gott und seine Vorstellung von Gott wirkten sich in vielen Bereichen radikal aus. Er nahm zum Beispiel die Gottesgebote seiner jüdischen Tradition auf, nicht nur um sie zu bejahen, sondern auch um sie in einer Weise auszulegen, sodass ihr Kern freigelegt wurde. Aus „Du sollst nicht töten“ wurde, tiefer ausgelegt: „Du sollst nicht hassen und gegenüber anderen Zorn aufbauen“ (vgl. Mt. 5,21-22), also nicht nur Mord sondern auch tödliche Gedanken und Einstellungen abbauen. Ähnlich beim Ehebruch machte er darauf aufmerksam, dass auch die Einstellung dazu ernst zu nehmen ist. Bei der Ehescheidung konfrontiert er einen mit der Tendenz unter Männern, eine Scheidung aus nichtigen Gründen einzuleiten, und schlägt vor, dass es keine Scheidung geben soll, es sei denn, dass Ehebruch die Ehe bereits zerstört hat. Heute würden wir andere schwerwiegende Gründe hinzufügen, wie Gewalt, aber Hauptsache war, dass vor allem Frauen nicht mehr misshandelt werden sollten. Die Liebe muss das Verhalten bestimmen. Aus ähnlichen Gründen hat er sich gegen den manipulierenden Gebrauch von Eiden gewandt. Grundlegend ist die Liebe: kein Hass! Keine Rache! Seine Lehre über zwischenmenschliches Verhalten ist eine Konsequenz seiner Vorstellung von Gottes Verhalten.

Jesus war seiner Tradition und deren Geboten immer treu, aber setzte dabei Prioritäten, die manchmal anders aussahen als die von seinen Kritikern. Auf menschliche Not mit Heilung zu reagieren, zum Beispiel, war wichtiger als das Sabbatgesetz zu halten. „Der Sabbat ist um der Menschen willen gemacht, und nicht der Mensch um des Sabbats willen“ (Markus 2,27), war seine Antwort auf solche Kritik. Ähnlich meinte er, dass es wichtiger war, mit Zöllnern und Sündern gemeinsam zu essen, um ihnen auch Gottes Liebe zu zeigen, als Vorschriften zu folgen, nach denen man sich von solch sündiger Gesellschaft fernhalten sollte: „Die Starken bedürfen keines Arztes, sondern die Kranken“ (Markus 2,17). Er erkannte die Liebe als Zentrum des Gesetzes, sein summierendes Prinzip.

Jesu Lebensstil und Gottes „Lebensstil“

Anscheinend hatte auch Jesus seine bevorzugten Rituale und symbolische Handlungen. Eines war die Gewohnheit, mit anderen gemeinsame Essen zu feiern, wohl als Vorzeichen auf das kommende Mahl, das das Zentrum seiner Hoffnung für die Zukunft bildete. Dies hat sich über die Jahrhunderte bis zum heutigen Tage bewahrt, und zwar als das Festmahl, die Messe, die Agape; jetzt sind sie mit so vielen zeremoniellen Zügen ausgebaut, dass die Verbindung mit der ursprünglichen Bedeutung als Vorzeichen der Hoffnung leicht verloren geht. Zum Teil hat diese Ergänzung damit zu tun, dass er dem Mahl eine besondere Bedeutung auch dadurch gegeben hat, dass er sich selbst mit dem Brechen des Brotes, einer normalen Handlung am Anfang einer Mahlzeit, und dem Eingießen vom

Wein am Ende der Mahlzeit identifizierte, nämlich als Bilder seines bevorstehenden Todes. Das hatte nicht die Bedeutung, dass er das Mahl nicht mehr als Vorzeichen und Symbol seiner Botschaft von der guten Nachricht für die Armen sah, sondern im Gegenteil, dass er dabei zeigt, dass er deswegen bereit war, sich selbst, sein Leben zu opfern.

Nicht nur hat Jesus Leute eingeladen, aus ihrer Einsamkeit und Isolierung und sogar Marginalisierung hervorzutreten und sich als geliebte Kinder Gottes zu sehen, sondern er hat auch Kranke geheilt. In der antiken Welt erzählte man gerne Wundergeschichten und es lässt sich leicht zeigen, wenn man betrachtet, wie Matthäus und Lukas solche Geschichten aus dem Markusevangelium weitererzählen, dass christliche Autoren dieser Vorliebe auch folgten. Sie bauten Wunder aus, um ihre Wirkung zu erhöhen. Manchmal kam das einfach so vor, dass dort, wo Markus erzählte, dass viele geheilt wurden, jetzt die anderen davon sprechen, dass alle geheilt wurden. Mit der Zeit wurden solche Wundergeschichten immer fantastischer ausgestaltet. Hinter diesen Fantasien und Übertreibungen, die wohl schon vor Markus in den ersten drei Jahrzehnten eine Rolle spielten, liegt jedoch eine Erinnerung, dass Jesus Heilungen und Exorzismen durchführte, und dass er dabei anscheinend die Methoden und Verständnisse seiner Zeit anwandte, weshalb man seine Heilungsaktivitäten mit der Praxis anderer verglich. Dazu gehörten Handberührungen, Gebrauch von Speichel und Exorzismen.

In welcher Weise wir auch immer heutzutage diese Heilungen verstehen, sie haben bewirkt, dass Leute aus der Armut gerettet wurden, denn krank zu sein bedeutete fast ausnahmslos auch arm zu sein. Bei den Naturwundern liegen die Sachen anders, denn die meisten scheinen höchst symbolisch zu sein, und die Wunder selbst sind offenbar nicht wiederholbar. Schade, denn wir hätten gerne die Fähigkeit, die Hungernden unserer Welt durch solche Vermehrungen von Brot zu ernähren, Leute in Seenot zu retten und das Wetter zu ändern. Das entspricht unserer Wirklichkeit nicht und entsprach wohl auch nicht der Wirklichkeit des ersten Jahrhunderts.

Die Hauptsache, die sich hinter diesen Entwicklungen verbirgt, ist der Glaube, dass Gott uns in Jesus begegnet. Die Evangelisten haben das in ihrer Weise durch Erzählungen gefeiert. Wir können es auf unsere Weise zum Ausdruck bringen. Gerade weil wir ihn so als Gott offen sehen, können wir kurzerhand sagen: er ist Mensch und er ist in dem Sinne Gott, ohne dass wir dabei zu theoretischen Erklärungen kommen müssen, die diese Verbindung fest definieren. Schon in den ersten Jahrzehnten der Jesus-Bewegung hat man verschiedene Versuche unternommen und Bilder benutzt, um diese Wahrheit zum Ausdruck zu bringen. Paulus hat einmal geschrieben: „Gott war in Christus“ (2 Kor. 5,19). Niemals sollte das bedeuten, dass Jesus nicht ein wirklicher normaler Mensch war. Man könnte sogar das Gegenteil behaupten: gerade, weil er echter Mensch war, wie Gott es gewollt hat, ist er für uns Menschen zugleich eine Offenbarung von Gott. Dabei müssen wir immer in Betracht ziehen, dass wir nur das Bild haben und haben können, das wir aus einer begrenzten Zahl von Erzählungen aus den letzten Jahren oder dem letzten Jahr seines Lebens konstruieren.

Jesu öffentliche Hinrichtung

Jesus blieb bei seiner Vorstellung von Gott. Sein Leben endete in einer grausamen öffentlichen Hinrichtung. Die Römer töteten ihn nach ihrer gewohnten Methode: Kreuzigung. Sie haben ihn auf ein hölzernes Kreuz mit Nägeln aufgehängt und neben ihm waren zwei andere, ähnlich angeklagt als eine Bedrohung für die Regierung. Die Anklage war über allen drei klar aufgehängt, damit alle sehen konnten, warum sie hingerichtet wurden. Es war eine Abschreckungsstrategie. Kreuzigungen fanden häufig statt. Jesus war in dem Sinne nur Teil einer Statistik. Seine Kreuzigung gehörte zum Alltag des römischen Reiches.

Die Römer scheinen Nachrichten über Jesus bekommen zu haben, die darauf hindeuteten, dass er eine Gefahr darstelle. Er war kein Revolutionär, der mit Waffen die Römer angreifen wollte, wie vielleicht seine Mitgekreuzigten und Barabbas, aber er hatte Vorstellungen verbreitet, die das römische Reich in Frage stellten. Denn vom Reich/Imperium Gottes zu reden war schon gefährlich, weil es eine Kritik am römischen Reich darstellte. Hat man außerdem schon von ihm als einem Messias (Griechisch: Christus) gesprochen? Normalerweise wurde dieser Titel in Befreiungsbewegungen benutzt und bedeutete soviel wie Oberhaupt der Armee, ein Krieger wie König David.

Die Berichte in den Evangelien, die zum Teil unterschiedlich sind und die Erfahrungen von Christen in späteren Zeiten widerspiegeln, scheinen darauf hinzuweisen, dass sowohl der Titel Messias, wie auch Jesu provokative Handlungen im Tempel eine Rolle spielten. Denn im Tempel hat er durch eine symbolische Handlung die Geschäfte und Tätigkeiten wenigstens in einem Bereich des riesigen äußeren Geländes des Tempels unterbrochen. Die Römer sahen es als ihre Aufgabe, die Sicherheit des Tempels zu beaufsichtigen, und so haben sie eine solche Handlung als regierungsfeindlich angesehen. Die Anklage, die über Jesus hing, hat ihn als angehender Messias verurteilt: „König der Juden“, wohl als Spott formuliert. Seine Nachfolger haben daraus (wenn nicht schon vorher) eine Wahrheit begriffen: er ist doch der Messias, aber anders als man das üblich verstand, also kein Krieger. Der Tod Jesu war, historisch gesehen, die Tat einer Regierung, die alle Kritik zum Schweigen bringen wollte. Sie stellte Jesus auch in diese Kategorie und handelte danach in ihrer üblichen Art und Weise.

Das Kreuz, Symbol der Liebe

Anders gesehen, war sein Tod alles andere als üblich, normal. Denn was dazu geführt hatte, war Jesu konsequente Behauptung durch Wort und Tat, dass Gott ein Gott der Liebe ist und dass Menschen auf ein Gottesreich hoffen können, wo diese Liebe wirkliche Änderung und Befreiung bringen wird. Selbstverständlich hat diese Botschaft politische Dimensionen und das hat Pilatus richtig erkannt. Jesus hat sich für die Botschaft von Gottes Liebe eingesetzt und war bereit, bis zum Ende daran festzuhalten. Das Kreuz ist daher ein Symbol seines ganzen Anliegens, ein Symbol von Gottes Liebe.

Dabei ist das Ereignis seiner Verhaftung, seines Verhörs und vor allem seiner Kreuzigung doppeldeutig. Die Römer haben ihn verhöhnt, setzten ihm eine Dornenkrone auf, und nagelten ihn auf ein Kreuz unter der verspottenden Anklage, „König der Juden“. Der Glaube sieht das jedoch ganz anders: er war tatsächlich der König, aber ein König der Liebe, nicht der Machthaberei, sein Thron ein Kreuz, seine Krone eine Dornenkrone. Alte Vorstellungen sind dabei auf den Kopf gestellt. Hier offenbart sich eine ganz andere Weise, wie man Messias sein kann, und vor allem wie man von Gott reden kann. Diese machtlose Macht ist doch mächtig und transformierend.

Das Kreuz, Symbol des Bösen

Das Böse tötet die Liebe oder versucht sie zu töten. Noch schlimmer, Jesu Tod war in gewissem Sinne eine bloße Nebenwirkung von den Bemühungen eines Herrschers, der an der Macht bleiben wollte. Wie schon betont, war Jesu Hinrichtung für Pilatus fast nur ein Alltagsereignis; trotz der Versuche späterer Erzähler, es als eine Krise darzustellen. Jesus wurde wie eine Ameise einfach weggewischt und so kommt es manchmal vor, wenn Regierungen ihren Weg auf Kosten anderer durchsetzen. Die Tötung der Liebe stellt sich im Kreuz Jesu dar, ein Symbol des Bösen. Ruhe und

Ordnung kann manchmal keinen Platz für Gerechtigkeit und Liebe erlauben. Das Kreuz ist daher zugleich eine Offenbarung der Liebe wie eine Offenbarung des Bösen.

Der Tod Jesu hat daher in der Geschichte Wellen geschlagen – bis hin in die heutige Zeit. Wie kann es sein, dass einer, der Gottes Liebe vertrat und verkörperte, zu einem solch grausamen Ende kam? Was sagt das über die Menschheit aus? Sein Tod gilt auch als Symbol seines ganzen Lebens, bzw. seiner Mission. Im Kreuz kamen seine Anliegen zu einem Höhepunkt, in dem sie sozusagen zusammengefasst sind. Paulus konnte daher von der christlichen Botschaft mit der kurzen Formel als „die Botschaft des Kreuzes“ sprechen; er predigte das Kreuz, wie er es formulierte (1.Kor. 1,18).

Für uns kann das Kreuz auch ein Spiegel sein, in dem wir uns selbst erkennen, ob wir auf der Seite der Kreuzigenden oder auf der Seite des Gekreuzigten sind. So klingen die Worte des alten Lieds wieder: Warst du dort, als sie unseren Herrn kreuzigten?

Wir finden unseren Weg in die Geschichte hinein

Wenn wir regelmäßig zu diesem Ereignis, diesem Symbol, zurückkehren, sind wir besser vorbereitet, zu verstehen und zu erkennen, was in unserem Leben und in unserer Welt vor sich geht. Christliche Gemeinden, wenn sie gut geführt werden, können uns dabei helfen, unseren Weg in diese Geschichte zurückzufinden, wo wir uns in der Geschichte wiedererkennen und mit wem. Damit helfen sie uns wach und aufmerksam zu sein, wo wir Gottes Liebe fördern und wo wir sie blockieren.

Das Ereignis des Todes Jesu war kein Zwischenfall, so wie es die meisten Zeitgenossen betrachteten, sondern gehört zu den Ereignissen der Geschichte, die Wellen geschlagen haben und deren Einfluss nicht auf einen Nenner zu reduzieren ist. Der Tod Jesu schlug schon damals Wellen und es überrascht nicht, dass er die ersten Jünger dazu bewegte zu erklären: sein Tod ist zu unseren Gunsten geschehen. Ihre Erfahrungen von Jesus kamen in diesem Ereignis in einer Weise zusammen, dass sein Tod ein Symbol nicht nur seines Sterbens sondern auch seines Lebens wurde. Sie waren ja auch überzeugt, dass Gott ihn auferweckt hatte und zu sich genommen hat.

Das bekräftigte ihre Überzeugung, dass in Jesus Gott gesprochen hatte und seine Vermittlung von Heil und Hoffnung weiterhin gültig und aktiv war. Er hatte zu ihren Gunsten gelebt und sein Leben in den Tod aufgegeben. Kurzgefasst, haben sie erklärt: er starb unseretwillen. Christus ist für uns gestorben, für unsere Sünden gestorben. Sie sahen ihre eigene Sünde und die Sünde der Menschheit, die Absage von Liebe, in diesem Ereignis sozusagen auf ihn gewaltsam gelegt. Im Kreuz kamen Hass und Liebe in einer Konfrontation zusammen, die zugleich und zum Teil deswegen eine Offenbarung wurde, die ihnen versicherte, dass Gottes Liebe so ist, wie Jesus sie geschildert hat und jetzt vom Kreuz her zu ihnen fließt. Die Liebe, die man in diesem Ereignis so konzentriert sah, löste eine Wirkung aus, die heilend und erneuernd war – nicht nur für sie, sondern für alle.

In einem Zeitalter, in dem sowohl in der jüdischen wie auch in der griechischen und römischen Kultur das Darbringen von Opfern in den Tempeln ein regelmäßiger Teil des Alltags war, ergab es sich, dass man von Jesu Tod als von einem Opfer redete. Nach dem Verständnis der Zeit ging von Opfern eine positive Wirkung aus, ohne dass man hinterfragte, wie dies zustande kam. Es war daher zu erwarten, dass die Menschen vom Tod Jesu als von einem Opfer sprachen, das Sünde getilgt hat, und von seinem Blut, das tilgt.

Das führte zu einer Fülle von verschiedenen und zum Teil unterschiedlichen Bildern, die Jesu Tod als Opfer schilderten, vor allem wenn man auf alttestamentliche Vorbilder zurückgriff. Dementsprechend war er wie die Tiere einzuordnen, die am Versöhnungstag geschlachtet wurden, oder wie das Passalamm, das bei der Passafeier gegessen wurde, um die Befreiung aus Ägypten zu feiern. Oder auch wie das alltägliche Opfer im Tempel, oder wie ein Opfer, das bei einer Bundesschließung geschlachtet wurde, um hier nur die Hauptvarianten zu nennen. Man machte keinen Versuch, die Bilder miteinander zu harmonisieren, weil sie eben nur Bilder waren. Heutzutage gehören solche Opferhandlungen nicht mehr zu unserem Alltag, und so haben solche Bilder ihre Bedeutung für die meisten von uns verloren.

Das ist aber nicht überall so. Manche sehen solche Bilder als Beschreibungen, anstatt sie als Bilder zu verstehen, was zu ungeheuren Vorstellungen von Gott führt. Dementsprechend war Gott nicht bereit, seine Liebe den Menschen zu zeigen und wurde erst durch die blutige Schlachtung seines Sohnes dazu gezwungen, dass er diesen Tod als Bestrafung oder Abzahlung oder Befriedigung akzeptieren konnte. Das führt zu einer Vorstellung von Gott, die alles andere ist als die, die wir in Jesus sehen.

Wenn man nicht erkennt, dass dies Bilder sind und keine Beschreibungen, kommt es zu solchen Verwirrungen. Bilder dienen dazu, eine Wahrheit in einem bestimmten Zusammenhang zu zeigen; Bilder, die leicht verstanden werden und einleuchtend sind. In neuen Zusammenhängen, wie den unseren, sollte man sie in Kategorien umzusetzen, die für unsere Zeitgenossen verständlich sind. Wenn man zum Beispiel vom Kreuz Jesu in einer Weise spricht, die besagt, dass vor dem Tod Jesu keine Vergebung der Sünde möglich war, widerspricht dies der Wahrheit von Jesu selbst, der ja gerade wegen seiner radikalen Botschaft von Gottes Liebe und Vergebung in Auseinandersetzungen mit seinen Zeitgenossen geriet.

Auferweckung

Es ist möglich, Jesus und seine Wirkung einfach als eine historische Angelegenheit von einmaliger Bedeutung zu sehen. Die ersten Christen gingen aber weiter. Für sie endete das Leben nicht mit dem Tod. Sie glaubten an eine künftige Auferweckung, durch die Menschen in eine neue Form der Existenz auf einer anderen Ebene erhoben werden. Dabei wird der Körper nicht ersetzt, sondern er wird transformiert, ohne dass etwas zurück bleibt. Dieser Glaube gehört mit zu der Hoffnung, dass die ganze Schöpfung erneuert wird, oder genauer gesagt, auch in eine neue Erde und einen neuen Himmel transformiert wird. Sie glaubten, dass zu einem Zeitpunkt in der Zukunft am Ende der Zeit eine allgemeine Auferstehung stattfinden wird. Dabei gab es auch andere Varianten. Einige meinten, dass die Seelen der Verstorbenen in der Zwischenzeit in einen Schlaf versetzt werden; wiederum andere glaubten, dass die Seele halb oder auch ganz wach sein wird. Die Hoffnung von der Auferweckung liegt im Hintergrund des Glaubens, dass Gott Jesus schon in diese neue Form der Existenz auferweckt hat.

Die frühesten Quellen erzählen wie Petrus, einer der Jünger Jesu, zu diesem Schluss kam. Demnach bleibt Jesus nicht in einem schlafenden oder halbschlafenden Zwischenstadium, um auf das Ende der Zeit zu warten, sondern ist bereits von Gott auferweckt worden. Petrus berichtet, dass er Jesus in dieser neuen Form der Existenz schon gesehen hat. Nirgendwo im Neuen Testament wird diese Begegnung mit Petrus im Detail geschildert. Es wird nur berichtet, dass die Begegnung stattfand. Paulus gibt sie in der Form einer alten Tradition weiter, die ihm bekannt war: „dass Christus gestorben ist für unsere Sünden nach der Schrift; und dass er begraben worden ist; und dass er

auferweckt wurde am dritten Tage nach der Schrift; und dass er gesehen wurde von Kephas und danach von den Zwölfen“ (1. Kor. 15,3-5). Kephas ist die aramäische Form von Petrus. Unabhängig davon wird auch auf die Begegnung mit Petrus in Markus 16 und in Lukas 24 hingewiesen. Andere haben anscheinend ähnliche Erlebnisse, so auch die Frauen, denen die Entdeckung des leeren Grabes zugewiesen wurde.

Selbstverständlich führten diese Berichte zu einer Umkehr in den Erfahrungen und Gefühlen der Männer und Frauen, für die Jesu Tod eine tiefe Enttäuschung war, ein Zusammenbruch ihrer Hoffnung. Ihre Gemüter waren umgewälzt worden. Jetzt können sie wieder hoffen. Ihre Erwartungen lebten wieder auf. Sie versammelten sich in Jerusalem, wo man traditionell das Ende erwartete. Denn sie sahen Jesu Auferweckung als den Beginn der großen Auferweckung von allen Toten, also als den Anfang der Endzeit.

Die Erzählungen von Begegnungen mit dem auferweckten Jesus sind sehr unterschiedlich. Sie haben jedoch gemeinsam, dass sie Jesus als lebendig schildern, aber in einer Weise, die zeigt, dass sie die Auferweckung nicht als eine Wiederbelebung verstanden. Jesus war nicht mehr Fleisch und Blut, sondern ein Wesen, das erscheint und wieder verschwindet, das durch geschlossene Türen geht und plötzlich unsichtbar wird, nämlich ein Auferwecker, der in einem neuen Existenzform auftritt. Dazu gehörte, dass er doch als physischer Körper erscheinen konnte und sogar essen konnte, aber gleich danach das Physische ins Geistliche umwandeln konnte.

Auf Grund der Vorstellungen der Zeit, nachdem man von den Berichten von Petrus überzeugt war, musste man den Schluss ziehen, dass das Grab leer sein muss. War die Erzählung vom leeren Grab ein notwendiger Schluss, den man daher versucht zu schildern oder ein historischer Moment? Ich neige zu dem ersten Schluss, aber teile den Glauben, dass Gott Jesus zu sich genommen hat, auch wenn ich sonst die Voraussetzungen der ersten Christen nicht mehr teilen kann, nämlich dass sie sich unmittelbar vor dem Ende der Welt Befinden [?], was offensichtlich nicht der Fall war.

Um das in einer Weise auszudrücken, die von Gott in einer persönlichen Art spricht, könnte man sagen: die Ostergeschichten bedeuten, dass Gott zu Jesus und seinem Leben „ja“ gesagt hat und ihn zu sich genommen hat. Er ist bei Gott. In bildlicher Sprache heißt es, dass Gott ihn zu seiner Rechten auf einen Thron gesetzt hat und zum König und Herrn erhoben hat. Das ist jedoch etwas ganz anderes, als dass Gott sich dabei von Jesu Leben und Lehre von Liebe verabschiedet und jetzt Macht und Herrlichkeit in die Mitte seines Denkens setzt. Ganz im Gegenteil. Die Krönung Jesu ist ein Bild dafür, dass Gott sagt: die Liebe ist mein Weg. Jesus hatte Recht. Er hat mich treu offenbart. Ich bin der Liebende und meine Liebe bleibt ewiglich. Dieses Licht leuchtet und lässt sich nicht auslöschen, auch angesichts von menschlichem Hass und Ablehnung.

Jesus als gute Nachricht

Man kann sich vorstellen, dass die ersten Christen nun eine gute Nachricht hatten, die nicht nur die Nachricht Jesu von Liebe und Hoffnung weiterleitete – denn sie war durch die Auferstehung als richtig bestätigt –, sondern jetzt die Ereignisse seines Todes und seiner Auferweckung mit einschloss. In den darauf folgenden Jahren sind sie in viele Gebiete ihrer damaligen Welt gereist, um diese Nachricht weiterzugeben: Galiläa, Judäa, Syrien im Norden, in die Türkei, hinüber nach Griechenland, und dann auch nach Rom im Westen, aber auch in den Süden nach Ägypten und in die östlichen Gebiete außerhalb des römischen Reiches. Dabei trafen sie auf verschiedene Kulturen.

Meist konnten sie mit griechisch gut durchkommen. Wie war es ihnen möglich, in so viel verschiedenen Situationen der Botschaft Jesu treu zu bleiben?

Diese Aufgabe ist für heute genauso relevant. Die Gefahren waren groß. Es wäre leicht gewesen, Jesu Botschaft, die die Gottesliebe betonte und Hoffnung vor allem für die Armen in Aussicht stellte, in eine Botschaft umzuwandeln, die hauptsächlich um die Person Jesu kreiste, so wie andere Religionen ihre Kultfiguren in den Mittelpunkt setzten. Manchmal kam es auch tatsächlich dazu. Noch gefährlicher war die Tendenz, seine Macht, anstatt seine Liebe zu betonen, um auf propagandistische Art Anbeter zu gewinnen, so dass man von seinen Wundern erzählte, und sie fantastisch ausmahlte. Auch das kam vor. Mehrere Verfasser von den Schriften im Neuen Testament mussten sich stark dagegen wenden, wie z.B. der Verfasser des vierten Evangeliums, der schreibt, dass Jesus sich von solchen Gläubigen stark distanzierte, oder der Verfasser des ersten Evangeliums, der Jesus betonen lässt, dass alle angeblich wunderhaften Leistungen nichts zählten, wenn Jesu Gebot von der Liebe nicht mitbedacht wurde. Dies war dieselbe Botschaft, die Paulus zwei Jahrzehnte früher an die Korinther schrieb in seinem berühmten Kapitel über die Liebe. Paulus betonte im Gegensatz das Kreuz als Zentrum der Botschaft, was für die Herrschenden damals, die der Macht den größten Stellenwert gaben, als eine Schwäche erscheinen musste.

Immer mehr hat man Jesus als Sohn Gottes und Herrn bezeichnet. Das Problem war, dass diese Titel zweideutig waren und es kam darauf an, ob man sie im Sinne von Jesu Botschaft verstand, nämlich dass er für Gott und in Gottes Namen handelte und Gottes Liebe betonte, oder ob sie dazu benutzt wurden, um aus Jesus einen typischen Gott der Zeit zu machen. Es war wichtig, dass man versuchte, das Verhältnis von Jesus zu Gott in einem positiven Sinn zu verstehen und zu erklären. Für einige genügte es, von Jesus als einem vom Geist erfüllten Propheten zu sprechen. Für andere griff man das Thema der Familie auf, das Jesus selbst gebraucht hatte, und sprach von ihm als Gottes Sohn. Schließlich gehörte die Gottessohnschaft auch zum Begriff des Messias, des erwarteten Königs, ein Titel, den die ersten Christen in kreativer Weise auf Jesus angewandt hatten, obwohl er kein Messias im üblichen Sinn war. Sohn Gottes als ein Begriff ließ sich auch noch anders deuten.

Die Geburtsgeschichten, die wir nur bei Matthäus und Lukas finden, haben trotz erheblicher Differenzen das gemeinsam, dass Jesus wie ein Wunder von einer Jungfrau geboren wird. Das war nicht biologisch gemeint, als ob Gott aktiv die Rolle eines Mannes übernahm, sondern mehr als ein Wunder nach dem Wissen der damaligen Zeit über die Zeugung von Kindern, nämlich dass der Mann den Samen (oder Ei) in die Frau legt, wie auf ein Feld, und dass sie es dann ernährt und reifen lässt. Deshalb wurden Genealogien immer als eine Kette von Männern konstruiert. Die Weihnachtsgeschichten sind typisch für die Legenden ihrer Zeit, die man hauptsächlich so zusammenstellte, nicht um etwas über die historische Geburt einer berühmten Person zu berichten, sondern um Hinweise auf die Bedeutung ihres Lebens und ihre Leistungen symbolisch vorauszusagen.

Für andere diente die jüdische Spekulation über Gottes Weisheit als eine nützliche Quelle, um von der Bedeutung Jesu zu reden. Gottes Weisheit, und vor allem, wenn sie als Gotteswort bezeichnet wurde und als Gottes Sohn und Abbild beschrieben wurde, brachte einige auf die Idee, von Jesus als Gottes Weisheit und Wort zu sprechen. Das führte dazu, dass man von Jesus als mit Gott und als Gottes Wort, in Gott, und vom Anfang an sprach. Man musste dann den irdischen Jesus in diese Vorstellung hineinbauen und hat es locker so gemacht, dass man sagte: er war in gewissem Sinne Gott, war aber auch völlig Mensch. Das Wort Gottes ist Fleisch bzw. Mensch geworden. Diese unterschiedlichen Ideen in eine Konzeption zusammenzubringen war nicht leicht und war der Grund

dafür, warum in den folgenden Jahrhunderten Kontroversen entstanden, die dann durch Bekenntnisse zu einem unbequemen Stillstand gebracht wurden. Sie zeigten, dass man vor allem zu zwei Dingen nicht kompromissbereit war: dass Jesus wirklicher Mensch war und dass in ihm zugleich Gott in einer einmaligen Weise anwesend war.

Wenn Worte und Erklärungen nicht ausreichen

Keine dieser Erklärungen ist adäquat dafür, die Bedeutung des Ereignisses von Jesus und seiner Wirkung zu umfassen. Worte und Begriffe reichten nicht aus. Am Ende hat sich die Kirche damit zufriedengegeben, dass sie sozusagen ein paar Pfähle fest verankert hat, und für den Rest ließ man die Decke des Zelt des Glaubens flattern. Das Zelt genügte, um die Hauptanliegen der Gläubigen zu decken. Zu den Pfählen gehörte die Überzeugung, dass Jesus nicht bloß wie ein echter Mensch aussah, dass er wirklich zu einer bestimmten Zeit und an einem Platz in der Geschichte gelebt hatte und gestorben war; dass es wirklich Gott war, dem die Menschen in Jesus begegneten, nicht einem zweiten Gott oder einem Engel oder einem andersartigen Wesen.

Zu glauben, dass Jesus echter Mensch war, bedeutet für mich, dass sein Gehirn kein Lexikon des Wissens von seiner Geburt an enthielt, sondern er war ein Mensch seiner Zeit, seine Kenntnisse waren begrenzt, genauso wie die seiner Zeitgenossen. Genauso wie sie war er überzeugt, dass diese Welt von Dämonen bewohnt ist, dass die Erde flach war und der Himmel eine Kuppel war, in der tagsüber die Sonne und nachts der Mond leuchtete oder vielleicht auch, dass die Erde eine Kugel war, die von der Sonne umkreist wird. Seine Zukunftserwartungen waren die seiner Zeit. Er glaubte wie sie, dass die Welt bald zu Ende gehen würde und vor erst viertausend Jahren geschaffen worden war. Seine Heilungsmethoden waren auch die seiner Zeit. Trotz den Einschränkungen seiner Zeit, hatte er, meine ich, eine Verbindung mit Gott, die einmalig war, und er hat sie unter den Bedingungen seiner Zeit in einer Weise durch Wort und Tat wie kein anderer zum Ausdruck gebracht. Gekleidet in den Wirklichkeiten des ersten Jahrhunderts war eine Wahrheit, die nicht aufhört, andere zu inspirieren und sie in ein lebensveränderndes Verhältnis mit Gott hinein führt.

Ohne Sünde?

War Jesus daher ohne Sünde? Das war der selbstverständliche Schluss, zu dem man kam, wenn man Jesus als Offenbarung Gottes darstellte. Das passte auch, wenn man von seinem Tod als von einem makellosen Opfer sprach. Er war ja der Gerechte, Makellose. Das ist alles verständlich und gehört zu dem Bild, das die Leute von Jesu entwickelten. Auf der anderen Seite muss man erkennen, dass die Sündlosigkeit Jesu eine Schlussfolgerung des Glaubens war, nicht ein Beweis auf Grund von detaillierter Information, geschweige denn Statistiken, die sein ganzes Leben umfasste. Wir haben keine oder jedenfalls nur sehr begrenzte Information über die ersten 30 Jahren seines Lebens. Im zweiten Jahrhundert kamen Legenden zustande, die meinten, uns mehr Information über seine Kindheit zu vermitteln, oft wilde Fantasien, schließlich sogar Bilder von ihm als Säugling mit dem Gesicht eines Erwachsenen!

Meiner Meinung nach gibt es nichts, das uns zu dem Schluss führen soll, dass Jesus kein normales Kind und Jugendlicher seiner Zeit war. Selbstverständlich musste er auch von Fehlentscheidungen und Fehlern etwas lernen. Die Berichte in den Evangelien zeigen ihn als einen Menschen, der Gefühle hatte, der manchmal traurig, manchmal glücklich war, wie jeder andere auch. Der Bericht von seiner Angst im Garten Gethsemane und sein gequälter Schrei am Kreuz sollten den Pfahl festhalten, dass er ein echter Mensch war. Er war kein Supermensch, kein Scheinmensch. Jesus

musste kämpfen. Das ist aber auch für uns ermutigend und aufschlussreich, denn es ist nicht wie einige meinen, dass Eins-Sein mit Gott Glück und Sorglosigkeit garantiert.

Trinitätslehre

Eine der Strukturen, die die Kirche festlegte, um ihr Hauptanliegen zu bewahren, war die sogenannte Trinitätslehre. Sie besagt: Gott ist drei: Vater, Sohn und Heiliger Geist und diese drei sind eins. Oberflächlich gesehen ist das ein Widerspruch. Wie kann drei eins sein! Man muss dies verstehen als einen Versuch, drei Aspekte zusammenzuhalten, die sich nicht leicht zusammenbringen lassen, die jedoch einen Platz zusammen haben. In all unseren Erklärungen über Gott in Jesus darf es auf der einen Seite nie dazu kommen, dass wir glauben, dass es mehr als einen Gott gibt. Auf der anderen Seite wäre es falsch zu behaupten, dass Jesus einfach Gott sei. Sonst kann er kein Mensch sein. Von der dritten Figur, vom heiligen Geist, wird manchmal auch wie von einer separaten Person gesprochen, die Gott zu uns schickt.

Im Falle des Heiligen Geistes lässt sich das Dilemma leichter lösen, denn von Gottes Geist zu sprechen ist eine andere Art und Weise von Gott zu reden, vor allem wenn man eine persönliche Verbindung mit Gott betont. In den alten Sprachen, Griechisch und Hebräisch, hat man ein Wort für Geist benutzt, das auch Atem und Wind bedeuten kann. Wenn man von Gott als Geist spricht, betont dies, dass er ganz nah ist, wie der Atem. Man hat auch vom Geist als schöpferische Kraft wie der Wind gesprochen, der neue Möglichkeiten, Einsichten und Hoffnungen inspiriert.

Bei Jesus ist die Sache komplizierter. War er eine Mischung von Gott und Mensch? Oder hatte er in sich zwei Personen und wenn ja, wie haben sie sich zueinander verhalten? Solche Differenzen haben zu Debatten und sogar Spaltungen in der Kirche geführt, die immer noch wirksam sind. Man versuchte, in den Bekenntnissen eine Kompromisslösung zu formulieren, aber auch sie konnten sich nicht überall durchsetzen. Man wusste, was nicht aufzugeben war, aber diese Einsichten in eine alle überzeugende Formel zu bringen ist schließlich nicht gelungen. Auf der anderen Seite kommt man heutzutage ohne solche Spekulation weiter, vor allem wenn man in Betracht zieht, dass diese Komplikationen zum Teil das Ergebnis der Entwicklung von Teilen der Tradition über Jesus waren, die ziemlich weit entfernt sind von seinem eigenen Selbstverständnis, soweit wir dies erkennen können.

Ich ziehe es vor, sein Verhältnis mit Gott auf der Basis des historischen Bildes zu verstehen, dass er zu Gott betete, dass er im Sinn hatte, Gott gegenüber ganz offen zu sein und dass er seine Worte und Taten als Handlungen vom Gottesreich und als vom Geist verstand. In dem Sinne, wie oben gesagt, sehe ich in ihm das Licht Gottes leuchten mit einer Helligkeit, die mir den Weg zu einem gemeinsamen Leben mit Gott ausleuchtet.

Im Allgemeinen wird selten differenziert, wenn wir von Gott und von Jesus reden. Der eine betet zu Gott, dem Vater, der andere zu Jesus. Beide beten zu Gott. Deshalb ist es einfacher, kurzerhand von Jesus als Gott zu reden, ohne dass dabei die intellektuellen Schwierigkeiten verkannt werden. Ein Verhältnis mit Jesus ist für viele einfach eine andere Art von einem Verhältnis mit Gott zu sprechen. Wenn man an Jesus im Zusammenhang mit der Gegenwart denkt, ist man oft mehr dazu geneigt, das Göttliche in Jesus zu betonen. Und umgekehrt, sieht man Jesus als eine Gestalt der Geschichte, neigt man mehr dazu, von ihm als Mensch zu denken. Die kirchlichen Bekenntnisse versuchen, beides als legitim aufrechtzuhalten.

Einige versuchen, andere Einsichten aus der Trinitätslehre herauszuholen, wie etwa, dass die Gemeinschaft der drei ein Vorbild für menschliche Gemeinschaft sei. Meines Erachtens ist das viel zu spekulativ und bringt nichts. Ich schätze, was man mit dieser Lehre zu erhalten versuchte, bin aber von solchen spekulativen Abenteuern nicht begeistert. Solidarität mit der Absicht der alten Formulierungen ist wichtiger, als ihnen buchstäblich zu folgen.

Jesus – nur ein paar gute Ideen?

Ich finde es auch unbefriedigend, wenn man die christliche Botschaft auf ein paar gute Ideen reduziert, auch wenn sie lobenswert sind, wie Liebe oder Frieden und Gerechtigkeit. Ich bin keineswegs gegen den Versuch, solche Werte hoch zu halten, aber mir scheint etwas verloren zu gehen, wenn man sie aus ihrem Zusammenhang in der Geschichte Jesu herausnimmt. Sie werden nämlich am besten verstanden und aufgenommen, wenn sie in die Erfahrungen wirklicher Ereignisse eingebettet sind. Aus dem gleichen Grunde lassen wir unsere Erfahrungen und Erlebnisse nicht auf abstrakte Ideen reduzieren, sei es eine Begegnung, eine Enttäuschung oder ein uns tief bewegendes Ereignis. Oft fehlen uns Worte, um die Bedeutung unserer Erlebnisse zum Ausdruck zu bringen, was für Werte wir unseren Erlebnissen beilegen. Am besten erzählen wir einfach eine Geschichte.

Ereignisse sind mehr als Ideen. Sie haben Fleisch und Blut. Wenn wir von Ereignissen lesen, sie im Film oder im Theater sehen, werden wir manchmal in einer Weise in sie hineingenommen, die bei der Weitergabe von Ideen nicht möglich ist. Sie werden dabei ein Teil unserer Erfahrung und wir können uns auch in ihre Realität einbezogen fühlen. Das war der Sinn der Frage: „Warst Du dort, als sie meinen Herrn kreuzigten?“ Selbstverständlich war man nicht dabei. Andererseits befindet man sich manchmal mitten in dieser Geschichte und identifiziert sich mit den Gestalten der Geschichte.

Es geht aber um mehr als solche Erlebnisse und auch um mehr als bloße Ideen. Denn Jesus gab uns mehr als Ideen und Erlebnisse. Er hat uns, sozusagen, in ein Verhältnis mit dem Gott der Liebe eingeladen. Das bedeutet, bereit zu sein, geliebt zu werden, Vergebung, auch Selbst-Vergebung anzunehmen, und die Befreiung von Angst und Selbstzweifeln. Solche innerliche Erneuerung setzt man damit frei, diese Liebe, ja auch Frieden und Gerechtigkeit zu verbreiten, nicht bloß als gute Ideen und Prinzipien, sondern als gelebte Erfahrungen, die wiederherstellend wirken. Liebe erzeugt Liebe.

Für viele wird der Tod und die Auferstehung Jesu zu einem Muster für ihr eigenes Leben, vor allem wenn sie sich mit ihrem eigenen Schmerz (sei es Angst oder Schuld oder Wunden) auseinandersetzen und dann einen Weg daraus zurück ins Leben finden. Den Weg zurück findet man, wenn man bereit ist, die Tiefe des Schmerzes zu erleben.

Jesu Worte und Taten haben einen Eindruck auf diejenigen gemacht, denen er begegnet war und dieser Eindruck, der sie dann prägte, ist zum Teil dadurch erhalten geblieben, dass sie weiter von ihm erzählten. Das ist die einzige Quelle, die wir haben und sie genügt, um seine Wirkung transformierend in die Welt zu bringen. So wichtig wie die Vorstellungen sind, die man entwickelte, um seine Bedeutung zu beschreiben, noch wichtiger war die zentrale Botschaft, die dahinterstand und auf ihn zurückging.

Das Bild, das die Bedeutung Jesu für die ersten Generationen der Christen wiedergibt und jetzt im Neuen Testament enthalten ist, ist eine Mischung von historischer Information und interpretierender Ergänzung. Was in den Evangelien, die in den letzten Jahrzehnten des ersten

Jahrhunderts verfasst wurden, jetzt steht, geht zum Teil wesentlich weiter als das, was wir vom historischen Jesus wissen und ergeben zum Teil ein irreführendes Bild. Auf der anderen Seite jedoch erhalten die frühesten Überlieferungen mehr als genug, um die Konturen Jesu und seiner Botschaft zu erkennen. Dazu mehr im folgenden Kapitel, wenn wir uns der Frage der Bibel und ihrer Bedeutung zuwenden.

Die Bibel

Liebe Marianne,

über die Jahre hast Du sicher vieles über die Bibel gehört. Was ist die Bibel eigentlich? Lass mich dort anfangen, wo ich im vorigen Kapitel über Jesus aufhörte.

Die Bibel ist unsere Hauptquelle für Information über Jesus. Denn sie enthält das Neue Testament, eine Sammlung christlicher Schriften aus dem ersten Jahrhundert der Bewegung. Sie wurden alle auf Griechisch geschrieben. Mit einbegriffen sind die vier Evangelien, die Berichte von Jesu Worten und Taten. Es sind fast ausschließlich Berichte aus dem letzten Jahr seines Lebens - so die ersten drei Evangelien – oder aus den letzten drei Jahren – so berichtet das vierte Evangelium.

Man schrieb sie, weil die ersten zwei Generationen von Christen und vor allem die Zeugen seines Lebens allmählich ausstarben und man erkannte, dass es wichtig war, Erinnerungen an sein Leben aufzubewahren. Es gab auch noch einen anderen Grund: die Anbetung an Jesus löste bei einigen legendarische Fantasien aus, die wenig mit der Wirklichkeit seines Lebens zu tun hatten und die sogar sein Bild verzerrten. Aber selbst die Evangelien, die wir haben, entstanden 40 bis 60 Jahre nach den Ereignissen. Sie gehörten zu einer Entwicklung, in der Berichte über Jesus mehrmals wiederholt, umgestaltet und ergänzt wurden, um seine Botschaft so sachgemäß wie möglich darzustellen. Sie sind daher eine Mischung aus Fakten und Erweiterungen.

Die Evangelien

Die ersten drei Evangelien, Matthäus, Markus und Lukas, haben viel gemeinsam. Die überzeugendste Erklärung dafür ist, dass Markus als erster sein Evangelium schrieb, wohl kurz vor oder kurz nach der Zerstörung des Tempels in Jerusalem durch die Römer in 70 n. Chr., als sie den Aufstand, der 66 aufflammte, niederschlugen. Unabhängig voneinander haben dann Matthäus und Lukas das Markusevangelium ergänzt und zum Teil revidiert, korrigiert und umgestaltet. Vieles bleibt unverändert, aber die Bearbeitungen, die sie durchgeführt haben, zeigen uns, wie Träger der Jesus-Überlieferung sie behandelten und zusätzlich wie auch Träger der Überlieferung schon vor Markus in den ersten Jahrzehnten sie behandelte hatten.

Dabei erkennt man ein Hauptanliegen, nämlich so klar wie möglich die Botschaft, die die Überlieferung enthält, zu Wort kommen zu lassen. Sie waren daher nicht so sehr um Genauigkeit bemüht, was die individuellen Ereignisse oder sogar auch die Worte betrifft. Die Berichte wurden nach ihren gemeinsamen Themen und manchmal nach Motiven sortiert. Anekdoten wurden manchmal ausgefüllt oder mit anderen Worten Jesu erweitert, neue wurden auf Grund von anderen geschaffen, Berichte wurden als symbolische Erzählungen mit Anspielungen an berühmte alttestamentliche Geschichten verfasst. Man brauchte dabei viel Kreativität, aber zugleich war man darauf bedacht, die Sache Jesu so klar und treu wie möglich zu schildern.

Man muss sich vorstellen, dass schon nach erst 50 Jahren nach Jesus die Bewegung sehr weit verbreitet war. Selbstverständlich führte das dazu, dass es Gemeinden und Gruppen von Gemeinden gab, die ihre eigenen Versionen entwickelten, wie sie die Botschaft erklärten. Die, die in hauptsächlich jüdischen Umgebungen lebten, hatten andere Vorstellungen und Erinnerungen als die, die in Gebieten waren, die hauptsächlich aus Nicht-Juden bestanden. Das erklärt zum Teil warum

Matthäus und Lukas den Markus-Text in verschiedener Art ergänzten und zum Teil korrigierten. Unabhängig voneinander hatten sie auch zu einer Sammlung der Worte Jesu Zugang, aus der sie Markus ergänzten. Die Aussagen dieser Sammlung enthielten eine Orientierung zum alttestamentlichen Gesetz, die viel strenger war als die, die man im Markusevangelium findet. Man bezeichnet diese Quelle „Q“ nach dem ersten Buchstaben des Wortes „Quelle“. „Q“ ist uns nicht zugänglich, außer was wir als gemeinsames Gut in Matthäus und Lukas haben. Abgesehen davon hatten Matthäus und Lukas je ihre eigenen Quellen, aus denen sie bei der Zusammenstellung ihrer Evangelien schöpften. Vieles, zum Beispiel, was wir in der Bergpredigt finden, die uns Matthäus bringt, stammt aus einer Quelle, die nur er kannte. Ähnlich bringt nur Lukas die Gleichnisse des verlorenen Sohnes und des barmherzigen Samariters.

Bei dem Johannesevangelium handelt es sich um eine viel lockerere und freiere Wiedererzählung und Bearbeitung der Tradition mit dem Ergebnis, dass es mehr wie ein Drama funktioniert, in dem die Figuren, und vor allem Jesus selbst, wie auf einer Bühne überdimensional erscheinen. Sie sprechen auch eine Sprache, bzw. benutzen Formulierungen und Begriffe, die in Kreisen des Verfassers beliebt sind und anders sind als die, die die Jesus-Überlieferung sonst beweist. Das macht es viel schwieriger, das Historische im vierten Evangelium zu herauszufinden.

Spekulationen, dass einer der zwölf Jünger Jesus anders als die anderen verstanden hat, sind Verlegenheitslösungen, genauso wie die, nach denen die Jünger und ihre Nachfolger die Aussagen Jesu auswendig lernten und daher unverändert weiterleiteten. Schon ein Vergleich zwischen den Evangelien zeigt, dass das nicht der Wirklichkeit entspricht. Aber auch bei Johannes ist zu erkennen, dass die Evangelien trotzdem den Eindruck Jesu und das Hauptanliegen seiner Botschaft bewahren. Denn obwohl Jesus wohl kaum von sich als Brot oder Wasser des Lebens, geschweige denn Licht und Leben der Welt sprach, gelingt es solchen Bildern, seine Botschaft in der universalen Sprache der Menschheit und menschlicher existentieller Not zu formulieren.

Es gab auch andere Evangelien, die versuchten, die Sache Jesu so auszudrücken, wie sie diese verstanden. Die Sammlung von Jesu Worten, die als Thomasevangelium bezeichnet wird, scheint eine Mischung von Aussagen zu sein, die schon in unseren Evangelien vorhanden sind und wohl aus ihnen stammen, aber auch manchen anderen, von denen einige vielleicht auf Jesus zurückgehen. Andere enthalten offensichtlich das besondere Anliegen des Sammlers und seiner Gemeinde. Zu den letzteren gehören Aussagen, die eine sehr negative Einstellung zur Schöpfung aufweisen. Bei einigen anderen Evangelien, die zum Beispiel Maria Magdalena, Philip, und sogar Judas zugeschrieben wurden, ist diese Einstellung noch deutlicher, indem versucht wird, Jesus als Retter darzustellen, der unsere Seelen von ihrem Gefängnis in Körperlichkeit befreien kann. Meist hält Jesus in solchen Evangelien lange Gespräche, in denen er diese neue Kenntnis verbreitet. Glücklicherweise konnte die Kirche damals erkennen, dass die Botschaft dieser neuen Bewegungen durchaus nichts mit dem Anliegen Jesu zu tun hatte, und man hat sie daher nicht anerkannt.

Die Briefe

Die ältesten Schriften in der Sammlung des Neuen Testaments sind die Briefe des Paulus, hauptsächlich in den fünfziger Jahren erstanden, also etwa zwanzig Jahre nach Jesus und fünfzehn bis zwanzig Jahre vor dem ersten Evangelium. Es sind Briefe, die er aus verschiedenen Gründen an Gemeinden in Kleinasien (heute Türkei) und in Griechenland und später auch an Rom schrieb. Telekommunikation in der Antike bedeutete Briefe schreiben. Sie sind formal nach den üblichen rhetorischen Formeln des Briefeschreibens der Zeit gestaltet. Obwohl sie sich mit bestimmten

Angelegenheiten beschäftigen, geben sie uns die Gelegenheit zu sehen, wie man Jesus und seine Botschaft zu der Zeit verstanden hat. In dem Sinne ergänzen sie unsere Auskunft über Jesus, bzw. wie Paulus von Jesu dachte.

Weitere ähnliche Briefe sind auch noch im Neuen Testament enthalten, einige die Paulus zugeschrieben wurden, andere wurden in seinem Namen geschrieben, wobei der Verfasser sich auf die Autorität von Paulus stützte, um seine Lehre und sein Erbe weiterzuführen. Andere Verfasser haben ihre Briefe anderen Autoritäten zugeschrieben, wie Jakobus, Petrus und Judas. Es gibt auch drei Briefe, die sogenannten Johannesbriefe, die in den Kreisen des Johannesevangeliums geschrieben wurden. Man war besonders um Kontinuität mit der ersten Generation der Jünger bemüht, was wohl dazu führte, dass man Schriften in ihrem Namen schrieb. Vielleicht entstanden das Matthäus- und das Johannesevangelium in Kreisen, die auf Matthäus und Johannes als wichtige Personen in ihrer Vergangenheit zurückblickten.

Außer den Briefen und den Evangelien haben wir die Apostelgeschichte, eine Darstellung von Lukas als zweiter Band neben seinem Evangelium über die ersten drei Jahrzehnte der Kirche, und dann noch die Johannesoffenbarung. Diese letztere ist etwas Besonderes. Ähnliches gibt es unter jüdischen Schriften der Zeit, z.B. das Buch Daniel, das seinen Weg in die Sammlung der alttestamentlichen Schriften fand. Solche Schriften versuchen, die Geschichte ihrer Zeit und deren Zukunftsentwicklungen darzustellen, und zwar unter der Voraussetzung, dass der Ablauf der Geschichte von Gott nach einem festgelegten Plan gesteuert wird. Dabei wird viel gerätselt und viel symbolisch in fantastischen Szenen dargestellt. So hat der Verfasser der Johannesoffenbarung versucht, unter dem Decknamen Babylon auf den baldigen Untergang Roms im Voraus hinzuweisen. Das sollte ein Trost sein für die Leser, die in Kleinasien von den römischen Behörden unterdrückt wurden.

Weil die Bilder der Zukunft so vieldeutig und symbolisch dargestellt sind, konnten die Menschen in anderen Situationen und in späteren Zeiten die Weissagungen auf sich beziehen. Man sah darin Hinweise auf den Papst, die Russen, die EU, die UN, das internationale Währungssystem, und viel Anderes. Alle solche Deutungen sind fehl am Platz, wenn man den ursprünglichen Zusammenhang dieser Schrift erkennt. Andererseits hilft es uns, Fragen zu stellen, Unrecht in unserer Welt zu erkennen und auf Missbrauch und Unterdrückung durch politische Mächte aufmerksam zu werden.

Das Neue Testament ist daher ein kostbarer Schatz, eine Sammlung der Zeugen des ersten Jahrhunderts dazu, wer Jesus war und was es bedeutet, ihm zu folgen. Die Kirche hat die Sammlung von diesen 27 Schriften erstellt, hauptsächlich, weil sie sich schon als wertvoll erwiesen hatten im Gebrauch in vielen Gemeinden. Die endgültige Entscheidung fiel Anfang des fünften Jahrhunderts. In der Praxis war sie mit wenigen Ausnahmen (wie die Offenbarung des Johannes) schon lange vorher entschieden worden.

Das Alte Testament

Die größere der zwei Sammlungen in der christlichen Bibel ist das sogenannte Alte Testament. Das Wort „alt“ kann zum Teil abwertend klingen und für einige ist es auch so. Für die meisten aber nicht, sondern es spiegelt ein Verständnis wider, nach dem Jesus etwas Neues brachte und alles vor ihm als „älter“ zu bezeichnen war, aber nicht unbedingt von weniger Wert. Solche Unterschiede spielen für diejenigen eine Rolle, die die Bibel als göttliche Autorität betrachten. Man kann diese Sammlung

stattdessen als „die hebräischen Schriften“ bezeichnen, aber meist benutzt man „Altes Testament“ ohne Vorbehalt und ohne es abwertend zu meinen.

Es sind hauptsächlich hebräische Schriften – abgesehen von ein paar kurzen Abschnitten im Buch Ester und dem von Daniel, die auf aramäisch geschrieben wurden. Die ersten fünf Bücher enthalten sehr alte Erzählungen, einschließlich mythisches Material, das erklärt, wie die Erde, der Himmel, Sünde, die Geschlechter, Geburtswehen, Hass, die Vielfalt der Sprachen, Dornen, unfruchtbarer Boden, Regenbogen und vieles andere zu Stande kamen. Wichtige Einsichten über die Menschen und ihr Verhältnis zu Gott und der Welt sind damit hineingemischt und mit verschlüsselt. Sie schildern zum Beispiel Sünde als Überschreitung der eigenen Grenzen und als einen Zusammenbruch der Kommunikation zwischen Menschen als Ergebnis des Strebens, sich selbst zu erhöhen.

Diese Bücher enthalten auch alte Sippen-Erzählungen, über die ersten Vorfahren und ihre Abenteuer, wie Abraham, Isaak, Jakob, Josef und Moses, einschließlich ihrer Verhältnisse mit Göttern und mit Gott. Dazu kommen Regeln für den Alltag aber vor allem dafür, wie man sich im heiligen Tempel verhalten sollte und viele damit zusammenhängende Bestimmungen. Neben diesen ersten fünf Büchern gibt es auch Schriften, die in ihrer Art und Weise die Geschichte von Ereignissen schildern, die später stattfanden, wie die von David, Salomon und den Herrschern des in Judäa und Israel gespaltenen Staates.

Ein zweiter Teil der Sammlung besteht aus Schriften, die die Aussagen von berühmten Propheten bringen und sie zum Teil durch Erzählungen und neue Reden aus späteren Zeiten ergänzen: Jesaia, Jeremia, Ezechiel, um nur die Umfassendsten zu nennen. Die Propheten waren weniger Hellseher als Prediger, die auf die schlechten Zustände und die ungerechten Handlungen ihrer Zeit hinwiesen. Ein dritter Teil besteht aus Weisheitsbüchern, die vernünftige Weisungen enthalten. Hinzu kommen die Psalmen, Gesänge, die eine Rolle in den Liturgien und Zeremonien des Tempels spielten.

Von menschlichen Händen geschrieben

Alle Schriften der Bibel sind wie jede andere Schrift ein Produkt menschlichen Bemühens. Sie wurden in gewissen Zeiten geschrieben und spiegeln daher ihre Zustände und die Vorstellungen ihrer Welt wider. Die Schriften unterscheiden sich voneinander. Einige sind poetisch, einige sind Erzählungen, einige Gesetzgebungen, einige Predigten, einige Briefe. Sie sind auch unterschiedlich einzuschätzen, wenn es um Einsichten, historischen Wert oder kunstvolle Gestaltung geht. Bei Schriften, die über einen Zeitraum von fast eintausend Jahren entstanden sind, kann man das kaum anders erwarten.

Auch innerhalb des Neuen Testaments gibt es Unterschiede, wie etwa zwischen den vier Evangelien, darin wie sie über das Leben Jesu berichten und es auch bewerten. Das bedeutet aber keinen Abstrich von der Erkenntnis, dass mit ihnen etwas Wertvolles vorliegt, und zwar als eine Quelle des Glaubens und eine Grundlage für Überlegungen, wie man sich am besten gegenüber dem Gott Jesu in dieser Welt verhält. Denn sie erlauben uns, wenigstens die Wirkung, den Einfluss, die Prägung seines Lebens zu erfassen.

Beim Alten Testament ist es ähnlich. Als Schriften, die zu einer bestimmten Kultur gehören, nämlich der jüdischen Kultur, kann man sie sozusagen als einen Teil des Tuches betrachten, durch das man Gottes leuchtendes Licht erkennen kann. Die Qualität des Stoffes ist sehr unterschiedlich. Manchmal

liest man von Hass und Gewalt, aber dann kommen Stellen, die von Gott als liebendem Vater sprechen, Einsichten, die Jesus aufgegriffen hat, und die uns auf Ungerechtigkeiten aufmerksam machen. Es geht nicht darum, nur die besten Stellen zu bewahren und andere Teile abzutrennen, sondern das Ganze in Betracht zu nehmen, damit man sich damit auseinandersetzen kann und davon lernen kann. Das gilt auch für das Neue Testament, das auch eine Mischung von Licht und Dunkelheit enthält.

Für mich bedeutet die Begegnung mit der Bibel nicht so sehr eine Begegnung mit Gott, sondern mehr einen Spaziergang durch einen Garten. Ja, als Wissenschaftler kann ich sogar die meisten Pflanzen mit ihren botanischen Namen nennen. Andererseits ist mein Gang durch den Garten der Bibel, wenn ich nicht als Gärtner tätig bin, eine Erfahrung, in der ich Schönheit erkenne. Das bedeutet durchaus nicht, dass ich Teile übersehe, die nicht sehr schön sind. Aber wenn man sich die Erlaubnis gibt, in dem Garten anwesend zu sein, und dazu mit anderen auch Einsichten und Meinungen austauscht, gibt es die Möglichkeit, dass man erfrischt und erneuert wird und sogar Gott-Momente erfahren kann.

Die Heilige Schrift und der Fundamentalismus

Das was ich hier gesagt habe, ist so zu verstehen, dass ich keine Schwierigkeit damit habe, die Bibel so zu sehen wie sie ist. Ich sehe keine Notwendigkeit, sie anders zu sehen. Das war bei mir nicht immer der Fall. Wie viele andere hatte ich in meiner Vergangenheit auch einmal die Ansicht, dass die Bibel absolut Gottes fehlerfreies Wort war. Kritische Frage an die Bibel zu stellen wäre eine große Sünde gewesen. Jetzt, wo ich die Bibel ernstnehme und das heißt, sie so zu erkennen wie sie ist, meine ich, dass ich eher ein tieferes Verständnis von der Bibel habe und sie würdiger ehre.

Denn in menschlichen Verhältnissen andere zu ehren heißt, ihre Andersartigkeit zu respektieren, zu erkennen, dass sie anders sind, dass ich sie nie komplett fassen kann, und dass ich sie akzeptieren sollte, genauso wie sie sind. Es bedeutet auch nicht bloß, einige Teile der anderen zu werten und andere nicht, also vor allem auch nicht, nur das zu hören oder zu sehen, was mir gefällt. So ist es auch in meinem Verhältnis mit der Schrift und auch in meinem Verhältnis mit Gott. Lass Gott mir gegenüber so sein wie Gott ist. Sonst belüge ich mich.

Leider ist es in der Kirche oft dazu gekommen, dass angeblich aus Ehre zu Gott die Menschen gemeint haben, dass die Schrift selbst wie ein Teil von Gott selbst anzusehen ist und daher göttlich sei. Das war damals auch meine Meinung. Das wurde mir so beigebracht. Dann behandelt man die Schrift nicht als menschlichen Zeuge von Gottes Güte, sondern als Worte von Gott, als ob Gott den Verfassern diktiert oder bestimmt hat, was sie schreiben sollten. Meist, wenn man von der Schrift als Wort Gottes redet, wie es in der Liturgie vorkommt, nimmt man die Formulierungen nicht wörtlich, sondern meint, dass Gott uns durch das Hören und Reflektieren über diese Abschnitte ansprechen kann. Ich ziehe es vor, solche Formulierungen zu vermeiden, weil sie so leicht zu Missverständnissen führt. Das Ergebnis ist, was man grob als Fundamentalismus bezeichnet. Danach ist die Bibel als Gottes Wort die höchste Autorität, unwiderruflich und unfehlbar.

Solche Schlüsse kommen oft ohne ernsthafte Überlegungen zu Stande sondern sind arglose Auswirkungen einer Pietät, die Gott ehren möchte. Aus ähnlichen Gründen halten andere den Papst für unfehlbar oder sogar die Liturgie, die daher unter keinen Umständen zu ändern ist. Viele, die an einem solchen Glauben festhalten, tun es nicht aus intellektueller Überzeugung, sondern bloß, weil sie unkritisch die Lehre angenommen haben, die ihnen gegeben wurde.

Vom Fundamentalismus befreit zu werden

Ein besseres Verständnis der Bibel führte mich auch zu der Einsicht, dass der Kampf gegen diese Art von Zugang zu der Schrift weit zurück geht. Denn bei Jesu Auseinandersetzungen mit seinen Zeitgenossen handelte es sich auch darum, wie man die Schrift verstand. Bei Paulus erkennt man noch deutlicher, dass Liebe nicht nur der Maßstab dafür war, welche Gebote Priorität haben sollten, sondern auch der Grund sein konnte, warum einige Vorschriften auszusetzen seien. Als Beispiel gilt das Gebot in Genesis 17, dass alle männlichen Nicht-Juden, die sich dem Volk Gottes anschließen, beschnitten werden sollen (d.h. die Vorhaut des Penis entfernen) und dass auch strenge Vorschriften einzuhalten sind, wer mit wem essen darf, vor allem wenn es um regelmäßige gemeinschaftliche Mahlzeiten geht. Die Fundamentalisten haben Paulus mit dem Hinweis angegriffen, dass Gottes Wort unfehlbar sei. Das Gebot stand in der Bibel! Er wies den Fundamentalismus mit Aussagen über Gottes Liebe zurück. Wie wir schon gesehen haben, war Jesus bereit das Sabbatgebote angesichts menschlicher Not außer Kraft zu setzen. Für die Fundamentalisten der Zeit Jesu und der Zeit Paulus war solche Flexibilität undenkbar und heutzutage sind sie genauso unbeweglich, und paradoxerweise meinen sie, dass sie dabei treue Nachfolger Jesu seien. Ganz im Gegenteil.

Andere halten am Fundamentalismus aus ideologischen Gründen fest und versuchen, diese Haltung überall durchzusetzen. Dazu gehört zum Beispiel, dass sie versuchen, Regelungen und Gebote der Schrift, die zeitbedingt sind und heute oft nicht mehr zu verteidigen sind, unverändert und kompromisslos durchzuführen, wie die Unterordnung von Frauen, die Verurteilung von Homosexuellen, das Verbot der Ehescheidung, und vieles mehr. Wir kommen in einem späteren Kapitel darauf zurück. Diese Art von Fundamentalismus ist eine echte Gefahr, wie es auch bei ideologischem Fundamentalismus in anderen Religionen der Fall ist. Die erstere Form ist weniger gefährlich, und es ist viel leichter solche Leute mit besserer Information zu einem besseren Verständnis der Bibel zu führen.

Gemeinsam lesen und lernen

Wenn wir uns von der Gefangenschaft des Fundamentalismus befreien, sind wir in der Lage, echte Nachfolger von Jesus und Paulus zu sein. Dann erkennen wir auch, dass die Bibel das Recht hat, anders zu sein. Sie ist kein Gesetzbuch, geschweige denn eine permanente Gebrauchsanweisung, wie man das Leben gestalten soll. Sie ist eine Quelle von Hoffnung, Einsicht, und Glauben. Man kann sie privat als Einzelner lesen, regelmäßig und abschnittsweise. Dafür gibt es oft Hilfsmittel. Oder man kann sie in Gruppen oder im Gottesdienst hören und zugleich informierte Auslegungen mit aufnehmen. Genau wie bei jeder anderen antiken Schrift braucht man manchmal fundierte Erklärungen, damit sie nicht als zeitlos und ohne Bezug auf ihren Kontext behandelt wird, sondern sie in ihrer Zeit und ihrem Kontext verstanden wird. Dann ist es auch leichter, ihre mögliche Relevanz auch für unsere Zeit und unseren Kontext zu bewerten.

Am besten begegnet man der Schrift in einer Gemeinschaft, in der Informationen vorhanden sind und wo alle Einsichten zu und aus dem Text zusammengetragen werden können, so wie es auch am Anfang der christlichen Bewegung und in Synagogen üblich war. Denn allein werde ich bestimmt nicht alles sehen, was zu sehen ist, aber zusammen mit anderen wird mein Verständnis durch ihre Beobachtungen ergänzt. Gemeinschaft – das kann eine Gemeinde anbieten und manchmal tut sie das auch, was uns zu unserem nächsten Thema führt.

Kirche

Liebe Marianne,

“Langweilig!” Das ist anscheinend heutzutage eine häufige Reaktion, wenn man auf das Thema Kirche zu sprechen kommt. Meist wird diese Beurteilung nicht mit Worten, sondern mit Handeln zum Ausdruck gebracht. Denn der Kirchenbesuch geht zurück und oftmals gehören Gottesdienstteilnehmer zur älteren Generation. Leider kommt es manchmal auch bei mir vor, dass ich im Gottesdienst sitze und mich frage: warum bin ich noch hier? Was hier vor sich geht, erscheint mir fremd und abstoßend zu sein. Das ist vor allem wenn Gott als ein mit sich selbst beschäftigter Herrscher dargestellt wird, der hauptsächlich Bewunderung und Dank sucht, und der darum bemüht ist, den Menschen Regelungen und Gesetze aufzuerlegen.

Manchmal ist es auch ganz anders. Dann befinde ich mich in einer Gemeinschaft, in der Glaube, Liebe und Gerechtigkeit ganz vorne ansteht, die mich zu Solidarisation mit Gott und mit anderen einlädt. Ja, und dazu gehört auch die Stille, in der ich Gott als liebendem Schöpfer begegne und als Quelle des Lebens und als Erneuerung erfahre. In einer solchen Gemeinschaft gibt es auch genug Platz, kritische Fragen zu stellen, das christliche Erbe zu würdigen und auch den Reichtum der Musik und der Kunst zu genießen.

Menschen, die in dieser Weise ihren Glauben feiern und zum Ausdruck bringen, sind eine Inspiration. Sie können berühmt sein und weit anerkannt oder auch einfache Leute sein, die nicht in der Öffentlichkeit auftreten, sondern im Hintergrund durch ihre Lebensweise anderen Liebe und Hoffnung bringen. Sie verkörpern auf ihre Weise die Liebe, von der wir sprachen, als wir versuchten, die Hauptmerkmale des Lebens Jesu darzustellen.

Eine kirchliche Gemeinde, die so orientiert ist, heißt alle ohne Vorbehalt willkommen, ob sie jung oder alt, respektabel oder verdächtig, lange ansässig oder neu hinzugekommen sind, Bürger oder Asylanten sind. Dabei kommen natürlich auch Kranke, körperlich und geistig Behinderte, Menschen, die aus unterschiedlichen Gründen und in verschiedenen Weisen arm sind, die spüren und tatsächlich erfahren, dass diese Nachfolger Jesu durch ihre Art und Weise seine gute Nachricht für die Armen in Wort und Tat praktizieren.

Wenn ein Gottesdienst so gestaltet und geleitet wird, dass die Anwesenden ernst genommen werden, kann er eine heilende Wirkung hervorbringen. Das Bewusstsein, dass Gott, der Gott der Liebe, in Wort und Tat anwesend ist, macht das Zusammenkommen zu einer Feier der Liebe und des Zusammenseins, wo die, die Leid tragen und diejenigen, die mit Freude erfüllt sind, einander unterstützen und einen Platz finden, an dem ihre Erfahrung ernstgenommen werden.

Eine ungewöhnliche Mischung

Die Kirche – und ich meine vor allem die Gemeinden aber auch die Kirche im Ganzen – ist eine ungewöhnliche Mischung von Menschen, wo jeder seine eigenen Gründe hat, warum er dabei ist. Einige nehmen am Gottesdienst teil, weil sie das immer getan haben, ohne dass Glauben und Praxis für sie eine besondere Bedeutung hätten. Das führt manchmal sogar dazu, dass sie Widerstand gegen Änderungen hervorbringen und Initiativen blockieren, die die Kirche und ihre Botschaft für die Gesellschaft zugänglicher machen würden. Sie legen auf Unveränderlichkeit wert.

Ihnen geht es weniger um die Sache Jesu. Was ihnen wichtig ist, hat mehr damit zu tun, dass sie eine Routine haben, die ihnen ein Sicherheitsgefühl liefert. Lass alles so bleiben wie es immer war, bzw. wie sie meinen, dass es immer war. Andere kommen auch aus Gewohnheit aber tun es deshalb, weil sie den Weg Jesu gehen wollen. Sie haben es getan, als alle dabei waren. Sie tun es auch noch, wenn es schon längst aufgehört hat, beliebt oder üblich [?] zu sein.

In der Zeit Jesu war es vielleicht nicht sehr anders. Einige hatten seine Botschaft verstanden und waren deswegen mit dabei. Andere waren dabei, weil sie gerne zu einer Gruppe gehörten, vielleicht war es ihnen gleich, welche Vorstellungen und Hoffnungen diese vertrat. Einige, die sich heutzutage mit der Kirche identifizieren, haben vielleicht mehr mit den Gegnern Jesu gemeinsam als mit Jesus selbst. Dazu gehören diejenigen, die als Fundamentalisten die Offenheit und Freiheit Jesu gegenüber der Tradition und der Bibel ablehnen.

Die Kirche besteht aus einer Mischung, und wir sind meist nicht in der Lage zu wissen, was in Leuten vorgeht, wenn sie meinen, zur Kirche zu gehören, auch in denen, derer Ideologien und theologische Orientierung klar zu erkennen sind. Denn die Menschen sind mehr als ihre beliebten Vorstellungen und Dogmen. Das Zusammensein ist wichtig. Persönliche Verhältnisse sind wichtig. Es kommt nicht selten vor, dass Menschen ihre Einstellungen ändern, nicht weil sie durch Gegenargumente überzeugt wurden, sondern weil sie durch Freundschaft und besseres Kennenlernen voneinander dazu kamen, andere zu akzeptieren, auch wenn ihre eigenen intellektuellen Voraussetzungen im Wege stehen würden.

Die Kirche ist auch eine Mischung in einem anderen Sinn. Nicht alles läuft, wie es laufen sollte. Kirchenmitglieder, aber auch Leute in führenden kirchlichen Positionen, die hohe Verantwortung tragen, sind alle Menschen und menschlichen Schwächen ausgesetzt. Es ist darum wichtig, dass ich erkenne, dass die Kirche nicht mehr und nicht weniger ausgeprägt und ausgeglichen ist wie ich selbst. Wie ich mich selbst lieben sollte, sollte ich auch die Kirche lieben, und das heißt, so weit zu lieben, dass man sich wegen ihrer Schwächen und Verfehlungen nicht belügt, so wie man sich selbst nicht belügt. Heutzutage ist das schwieriger geworden, vor allem der schwerwiegenden Verfehlungen wegen im Bereich des sexuellen Missbrauchs von Minderjährigen. Die Kirche ist leider sowohl die Verkörperung des Übels wie die Verkörperung des Heils. Weder sie noch der Papst noch ihre führenden Geistlichen sind unfehlbar – auf keinen Fall.

Die Kirche als Ganzes gesehen

Die Kirche ist wesentlich grösser als Deine oder meine Gemeinde. Sie hat eine weltweite Breite und eine 2000-jährige Geschichte hinter sich. In dem Sinne liegt sie wie ein Kreuz über der Landschaft der Geschichte: weit umfassend in der Gegenwart und weit zurückreichend über die Jahrhunderte. Das Zurückreichende verbindet mich mit Christen aller Zeiten, einschließlich mit denen der ersten Generationen. Wir gehören alle zusammen. Wenn man in der Liturgie alte Traditionen aufgreift, kommt dieses Bewusstsein im Gottesdienst zum Ausdruck.

Die weltweite Kirche verbindet mich mit vielen Kulturen und Völkern der Welt. Dies wird einem bewusst, wenn man sich im Gottesdienst nicht zu sehr auf die eigene Sache konzentriert, was viel zu oft passieren kann, sondern auch andere in Betracht zieht. Wir gehören alle zusammen. Eine ökumenische Haltung ist kein Extra, sondern gehört zum Grundstein des Glaubens. Der Verfasser des Johannesevangeliums hat dies klar begriffen, als er Jesus in seinem letzten Gebet für die Seinen

bitten lässt, dass sie eins bleiben sollen. Das Ziel des Eins-Sein spiegelt sich in der Bezeichnung der Kirche als heilig, katholisch, und apostolisch wider. „Katholisch“ wird meist in der evangelischen Tradition seit Luther mit „christlich“ übersetzt. Es bedeutet universal und damit ist nicht die römisch-katholische Kirche, sondern sind alle Kirchen gemeint; d.h. auch die orthodoxen Kirchen des Ostens, die Evangelischen, und auch andere, wie Pfingstlerische Kirchen. Wir gehören alle zusammen und sind aufgefordert, Jesu Gebot zu halten, dass wir einander lieben, wie er uns geliebt hat

Im Einklang mit der Vergangenheit – und auch der Gegenwart?

Weil ich die Verbindung mit den Gläubigen über die Jahrhunderte hin schätze, mache ich auch Gebrauch von den Gebeten, Gesängen und Liturgien aus alten Zeiten. Dazu gehören die uralten Elemente des Abendmahls, wie das *Agnus Dei* (Lateinisch): „Christe du Lamm Gottes“; das *Sanctus* (Lateinisch): „Heilig, Heilig, Heilig“; und das *Kyrie Eleison* (Griechisch), „Herr, erbarm dich unser“, das noch älter ist als die Lateinisch sprechende westliche Kirche und aus den Kirchen des Ostens stammt.

Andererseits bin ich nicht dafür, dass diese alten Liturgien überwiegen sollen und man keinen Platz für neue Liturgien und Formulierungen des Glaubens einräumt. Das kann ein Problem werden. Es ist als ob man nur das vertikale des Kreuzes zulässt und das horizontale ablehnt. Das ästhetische ist wichtig, aber es kann dazu führen, dass andere, die sich zum Beispiel nicht so sehr für Johann Sebastian Bach interessieren, durch die Ästhetik ausgeschlossen sind. Leute wie ich, die Bachs Musik sehr schätzen, sollten sich Gedanken darüber machen, ob sie an einer Form des Gottesdienstes hauptsächlich um der Kunst willen festhalten. Auf der anderen Seite können ästhetische Vorlieben das Gegenteil bewirken und andere ausschließen. Museen sind wichtig, genauso Konzerte, aber der Gottesdienst ist weder das eine noch das andere, oder sollte es jedenfalls nicht werden, wie es leider oft der Fall ist.

Die Sache wird daher noch komplizierter, wenn ansprechende Musik Worte und Ideen vermittelt, die nicht besonders ansprechend und noch schlimmer, irreführend sind. Gedanken sind wichtig, auch wenn sie durch die Anziehungskraft der Musik verdeckt sind. Das wusste Hitler zum Beispiel gut, als er volkstümliche Lieder singen ließ. Diejenigen, die Gottesdienste gestalten, müssen darauf achten, dass unter Umständen oft gesungene und volkstümlich beliebte Lieder manchmal nicht dem Sinn und der Orientierung der Botschaft Jesu entsprechen. Bewegung, schnelles Ein- und Ausatmen, gesteigertes Gruppengefühl, und andere Quellen der Ekstase sind kein Beweis für die Anwesenheit des Heiligen Geistes, sondern es sind Phänomene, die in vielen Religionen und Popkulturen zu finden sind. Nichts dagegen, aber es ist wichtig, dass man sie mit der Erfahrung des Geistes nicht verwechselt, dessen Hauptzeichen die Liebe ist. Wie brauchen ganz sicher gute Musik, vernünftige und inspirierende Ideen und Bilder, die schöpferische Verwendung von Medien, und dazu engagierte Leute, die auch ihre Emotionen, ihr Herz mit einsetzen und nicht nur das Gehirn. Der Inhalt muss aber mit der Wirklichkeit n stimmen und guten Sinn ergeben.

Kirchengemeinden können wie Gärten sein, in denen gute Nahrung vorhanden ist, wo alte Bäume und Pflanzen gepflegt werden oder auch durch neue ersetzt werden. Sie können Stätten sein, in denen man sich erholen kann. Man sollte sie nicht einzäunen und begrenzen, vor allem nicht dadurch, dass man ihre eigenen Sprachen und beliebten Formen beibehält und dadurch andere abschreckt oder ihnen den Eindruck gibt, dass sie nicht willkommen seien. Wir sollten sie hereinlassen! Vielleicht werden sie auf unseren liebsten Pflanzen heruntreteten, aber wir können ihnen Platz anbieten und sie auf den Wegen begleiten.

Fundamentalismus auch in Bezug auf die Kirche

Es gibt Fundamentalisten in Bezug auf die Bibel. Es gibt aber auch Fundamentalisten in Bezug auf die Kirche. Man spürt durch die Liturgie, dass Gott einem in besonderer Weise nahe ist, und meint daher, dass gerade diese Liturgie unveränderlich bleiben muss. Oder beim Abendmahl hat man die Erfahrung, dass Jesus in besonderer Weise gegenwärtig ist, und versucht dann, seine Anwesenheit dadurch zu erklären, dass die Elemente sich in wunderbarer Weise buchstäblich in Jesu Leib und Blut umwandeln. Das ist typisch katholisch, wie auch die Behauptung, dass der Papst unfehlbar sei. Diese Entwicklungen sind wesentlich komplizierter, als ich sie hier darstelle, aber bei vielen Leuten dienen solche Erklärungen dazu, ihre Erfahrungen zum Ausdruck zu bringen. Viele Erfahrungen, die wir erleben, können nicht in Worte und Erklärungen gefasst werden. Die Erklärungen funktionieren eher als Symbole, nicht als Beschreibungen, geschweige denn als Definitionen. Man zieht Schlüsse, die von der Pietät inspiriert sind und die mit der Wirklichkeit wenig zu tun haben. Erklärungen einschließlich dieser Fehlschlüsse sind nebensächlich. Primär ist die Erfahrung, und diese sollte man schätzen. Heutzutage fühlt man sich weniger an solche Erklärungen gebunden, dies gilt auch für Katholiken.

Ämter

Obwohl die Behauptung einer Sukzession von Petrus bis hin zum Papst eine Erfindung ist, für die es keine Beweisgrundlage gibt, ist es trotzdem wichtig, dass wir wenigstens sozusagen eine geistliche Nachfolge haben, eine Kontinuität über die Zeit hin. Vor allem in der Substanz ist es wichtig, dass wir mit den Aposteln und mit Jesus selbst stehen. Zum Teil spielt die Bibel dabei eine wichtige Rolle, aber darüber hinaus ist es wichtig, dass wir auch mit unseren Vorgängern im Glauben über die Jahrhunderte in Kontinuität bleiben. Es genügt nicht, die Bibel als die einzige Verbindung zur Vergangenheit zu sehen. Die Kirche hat einen langen Weg hinter sich, auf dem die Schriften des ersten Jahrhunderts, die ins Neue Testament zusammengesammelt sind, nur eine Teilstrecke, aber eine sehr wichtige Strecke, beleuchten.

Es ist wichtig, dass wir Leute haben, die sich in diesen Entwicklungen gut auskennen und die vor allem die Schrift zeitgemäß auslegen können. Um in diesem Sinne zeitgemäß zu sein, muss man zweierlei erkennen. Man muss ausreichende Kenntnisse und Hilfsmittel besitzen, die es ermöglichen, die Schriften des Neuen Testaments im Lichte ihres Zusammenhangs auszulegen, und man muss auch genügend Kenntnisse und Hilfsmittel haben, die es ermöglichen, diese Schriften in ihrer Relevanz für die heutige Zeit zu interpretieren. Diese Menschen müssen als Interpreten gut ausgebildet sein. Das ist die Aufgabe des Pfarramts. Man braucht gut ausgebildete Pfarrer. Zu den Rollen eines Pfarrers gehören auch die des Seelsorgers und die des Liturgikers. In der Vergangenheit wurde die des Liturgikers am meisten betont, als Pfarrer hauptsächlich als Priester tätig waren und die heilige Messe feierten. Die richtige Ordnung des Gottesdienstes und der Liturgie war wichtig, vor allem angesichts der Gefahr, dass man leicht von der Tradition und ihren Werten abweichen konnte. Deswegen baute man die Autorität des Priestertums auf, und vor allem derjenigen, die die Verantwortung trugen, das alles zu übersehen. Diese „Überseher“ wurden dann Bischöfe genannt.

Mit der Zeit und vor allem in den späten Jahrzehnten des ersten Jahrhunderts entwickelte sich ein Verständnis der Kirchenämter, das dreigliedrig war: Bischöfe, Priester (früher Presbyter, „Älterer“), und Diakone. Die ersten beiden wurden ordiniert. Der Diakon – und später gab es auch Diakoninnen – spielten als Hilfskräfte eine Rolle in und um die Gemeinde. Heutzutage beharren einige Kirchen darauf, dass diese Struktur genau eingehalten wird, obwohl sie jetzt in Wirklichkeit eine Form hat,

die der alten Ordnung nicht so genau entspricht. Andere meinen, man sollte die Zwecke aufrechterhalten, denen diese Strukturen dienten, aber nicht unbedingt die Strukturen selbst, die manchmal auch durch eine Art von Fundamentalismus verteidigt werden. Die Strukturen, wie sie von einigen Kirchen fest verteidigt wurden, haben auch wesentliche Entwicklungen erfahren. Eine dieser war die Einführung des Zölibats, das erst 1000 Jahre nach dem Anfang der Kirche eingeführt wurde.

Wie in einem Strom stehen

Die kraftvolle Wirkung der christlichen Botschaft lässt sich in der Geschichte in vielfältiger Weise beobachten. Sie führte manchmal zu wunderschönen Kunstwerken und Musik und zu allerlei verschiedenen Gewohnheiten und Ritualen, durch die Menschen und Kulturen ihre verschiedenen Umgebungen widerspiegeln. Heute leben wir in einer globalen Gemeinschaft, wo wir uns über die Vielfalt der Formen des Kirchenlebens in den verschiedenen Ländern der Welt freuen können. Für einige ist es wichtig, die ganze Vielfalt oder wenigstens die reichen Traditionen ihrer eigenen Kirchen aufrechtzuerhalten und fortzusetzen. Man hält daran fest. Wenn man aber unbeweglich auf den eigenen Traditionen und ihren Formen beharrt, kann es für andere befremdend sein. Es entstehen Spannungen. Beweglichkeit ist wichtig.

Heutzutage im Strom der christlichen Botschaft zu stehen, bedeutet, dass man unvermeidlicherweise diesen Mischungen von jüngeren und älteren Formen begegnet. Wenn die Kirche nicht bloß zu einem kulturellen Museum in der Gesellschaft werden will, dann müssen die Gemeinden die Fragen ernst nehmen, wie sie sowohl ihrer Tradition wie auch der heutigen Gesellschaft, gerecht werden können. Dazu gehören Überlegungen darüber, wem in der Tradition unbedingt eine zentrale Bedeutung zu widmen ist und was man als Erbe betrachten kann, das aber nicht unbedingt immer im Vordergrund stehen muss.

Gleichzeitig muss man Überlegungen anstellen, was man von der heutigen Gesellschaft lernen kann und ansprechen muss, um zu identifizieren, was eine bloße Übernahme der Methoden der Marktwirtschaft ist, als ob es das Ziel der Kirche sei, die Mitgliederzahl zu erhöhen und ihren Einfluss zu verstärken. Für beide Überlegungen muss die Hauptfrage sein, wie wir die Botschaft Jesu, d.h. die Liebe Gottes in Wort und Tat, in der heutigen Welt verwirklichen können. Das mag zu Zuwachs führen, den man in Zahlen messen könnte, aber das Hauptkriterium ist wie schon am Anfang, ob hier die Früchte der Liebe zu erkennen sind.

Die unbesungenen Errungenschaften von Kirchengemeinden

Bei allen solchen Überlegungen ist nicht zu übersehen, dass vielerorts Kirchengemeinden erhebliche Leistungen hervorgebracht haben. Viele von ihnen sind nicht von der Art, die in den Nachrichten gebracht werden, sondern bestehen aus Wort und Tat und werden meist ohne Pauken und Trompeten mit einer gewohnten Selbstverständlichkeit ausgeführt. Dazu gehören zum Beispiel Krankenbesuche und Unterstützung von Leuten, sei es mit praktischen Notwendigkeiten, sei es einfach das Zuhören. Trost und Freude gehören zum Alltag der Gemeindemitglieder. Allerlei Hilfsaktionen finden statt, ohne dass sie als Reklame für Jesus oder die Kirche gepriesen werden. Wer sich heutzutage in seinen Handlungen von der Liebe leiten lässt, findet leicht viele, die auch ähnlich handeln, ohne eine Verbindung mit der Kirche oder mit dem Glauben zu haben. Das gilt ja auch für Regierungen, die versuchen, Gesundheit in der Gemeinde zu fördern.

Christen haben kein Monopol, was Liebe betrifft. Das erklärt auch, warum es so viele Leute gibt, die sich für Liebe und Gerechtigkeit einsetzen, die sich aber nicht oder nicht mehr verpflichtet fühlen oder davon angetan, Gottesdienste zu besuchen. Man kann diese Situation bedauern, aber vielleicht ist Freude eher angebracht. Was ist dann die Zukunft für die Kirche, wenn Gottesdienstbesuche so sehr zurückgehen? Man kann sich die Mühe machen, Gottesdienste attraktiver zu gestalten. Es gibt ja auch andere Möglichkeiten als zum Beispiel Chöre, wie den Posaunenchor. Alle Versuche und Experimente sollte man in Erwägung ziehen.

In Schulen werden jede Woche wohl wesentlich mehr Menschen etwas von der christlichen Botschaft hören und vielleicht erfahren als die, die am Sonntag an Gottesdiensten teilnehmen. So lange diese Möglichkeit besteht, ist wohl die Rolle der Religionslehrer in dem Sinne noch wichtiger als die des Pfarrers und des Priesters. In einigen Orten kann man vielleicht kirchliche Grundstücke für hohe Summen verkaufen und mit dem Erlös Einkommen bringende Bürogebäude bauen und das Geld für soziale Zwecke benutzen. Aber dann erhebt sich die Frage: was bedeutet es, wenn solche Investitionen die Sache Jesu weiterführen, aber nur wenige Leute persönlich aus dem Glauben heraus engagiert sind?

Man sollte treu und zugleich flexibel sein. Die Sache Jesu kann nicht komplett an die Regierung oder an kommerzielle Unternehmen übergeben werden. Denn im Grunde geht es um mehr als Wort und Tat. Es geht um ein Verhältnis mit Gott und um die Überzeugung, dass dieses Verhältnis für Menschen grundlegend ist, gleich ob es eine christliche Farbe trägt oder nicht. Für die christliche Kirche bedeutet das, dass wir die Wahrheit und die transformierende Geschichte Jesu und seiner Botschaft immer noch und in alten und neuen Weisen zum Ausdruck bringen müssen. Leute haben immer noch Durst. Sie hungern immer noch nach Brot. Wir wissen, wo das Wasser und das Brot zu finden sind.

Es geht also auch nicht nur um Einzelne, sondern darum, dass Gemeinden sich zu einer echten liebenden Gemeinschaft zusammenschließen. Manchmal fantasiiere ich von solch einer Gemeinde als ob sie ein Kirchengebäude aus Stein sei. Einige Steine sind neu zurecht gehauen frisch zugeschnitten; andere, alt und zerbrechlich; einige, klein und eng an einander gefügt mit anderen zusammengefügt; andere sind gewichttragend; einige, hart und gerade; andere, rau und uneben. Zusammen sind alle die Kirche und zusammen gestalten sie einen Raum, in dem man Gottes Anwesenheit erleben und feiern kann.

Kann eine Gemeinde ein heiliger Ort sein? Sicherlich, aber das ist ein Ziel, das nur zu erreichen ist, wenn man begreift, dass das unser Hauptanliegen ist. Davon fließen vielerlei Wirkungen in den Alltag, denn die Seelen werden dabei ernährt und darin wird man die Stille und die Weisheit finden, die uns befähigt, das Gute und das Leiden in unserer Welt zu erkennen und den Weg zu finden, wie man am besten mit ethischen Fragen umgeht. Dazu kommen wir im folgenden Kapitel.

Rechtes Verhalten

Liebe Marianne,

vorehelicher Verkehr, Abtreibung, Masturbation, Prostituierten, Wetten, Alkohol, Rauchen, am Sonntag Sport spielen, Homosexualität, Euthanasie, Ausbeutungen, Embryo-Experimente, Drogen, Klimaschutz ... es gibt viele Bereiche, in denen wir uns entscheiden müssen, was verantwortlich ist und was nicht.

Man hat oft vor allem von der Kirche erwartet, dass sie sich zu diesen schwierigen Fragen äußert und klare Verhaltensweisen vorschreibt. In der Vergangenheit war die Kirche auch gerne bereit, diese Vorschriften zu machen. Außerdem waren Christen oft viel zu schnell bereit, andere auch zu verurteilen. Dabei haben sie sich und der christlichen Botschaft oft Unrecht angetan, denn es befremdet, wenn man meint bzw. den Eindruck gibt, dass man immer die richtige Antwort parat hat und heiliger sei als die meisten anderen. Mit solchen Leuten musste sich Jesus zu seiner Zeit viel auseinandersetzen. Für ihn standen Menschen und ihr Wohl im Mittelpunkt, nicht Gesetze und Regelungen, und er sagte auch, dass dies genauso bei Gott gilt.

Aber trotzdem können wir der Tatsache nicht entkommen, dass wir hin und wieder über Recht und Unrecht entscheiden müssen. Die Kirche bringt zu solchen Situationen einen Reichtum an Weisheit, der 3000 Jahre zurückreicht. Wir tun gut daran, die Entscheidungen von früheren Generationen zu erwägen und ihre Werte ernst zu nehmen. Für manche geht es sogar um noch viel mehr, nämlich darum, solche Entscheidungen als Gottes Gebote anzuerkennen und sie vor jeder Revidierung und kritischen Bewertung zu schützen, denn als Fundamentalisten glauben sie sich berechtigt, in ihren Entscheidungen zuversichtlich zu sein, denn sie sind schließlich im Einklang mit den Geboten, und diese Gebote sind von Gott selbst gegeben worden.

Ich habe Probleme, wenn solche Leute den Geboten auf diese Weise folgen, ohne zu überlegen, warum und ob sie noch gültig und zeitgemäß sind, nicht zuletzt deshalb, weil es Gebote gibt, die sehr deutlich von ihren gesellschaftlichen Umständen bestimmt wurden, wie etwa die Rolle von Frauen und die Unterordnungen von Sklaven. Um das Bild von Gott als einem Vater oder einer Mutter aufzugreifen, die zum Kern der Gedanken von Jesus über Gott gehörten, leuchtet es mir gar nicht ein, warum Gott dagegen wäre, dass wir Fragen stellen und dass wir erkennen, dass alle menschlichen Auslegungen von Gottes Wille von den begrenzten Erfahrungen und Kenntnissen der Menschen geprägt sind. Einige Eltern sagen immer noch: „Tue es, weil ich es befehle und sei nicht so frech“, wenn das Kind Rückfragen stellt oder Begründungen sucht. Ich meine, so geht Gott nicht mit uns um.

Die Liebe hat einen höheren Stellenwert als Befehle, Menschen sind wichtiger als Gebote.

Im Grunde genommen ist es die Hauptsache, dass man vor anderen und vor sich selbst Respekt hat und versucht, mit anderen liebevoll umzugehen. Liebe stammt aus Gottes Güte. Schon die Schöpfung selbst ist eine Tat der Liebe. Liebe ist aber mehr als ein Prinzip oder ein allumfassendes Gebot. Denn Liebe ist eine Einstellung, die aus dem Inneren des Menschen stammt. Liebe ist eine Frucht der Liebe, des Geliebt-Werdens. Es ist aber nicht so, dass ich Liebe als mein Lebensprinzip annehme und dann in jeder Situation Überlegungen aufstellen muss, was hier liebevoll ist und was nicht. Ungefähr so, wie wenn ich an einem Obststand vorbeigehe und mich dann jedes Mal

entscheiden muss, ob ich einen Apfel klaue oder nicht. Wenn Liebe aus dem Inneren stammt, muss ich erst gar keine Entscheidung treffen, ob ich mir jetzt etwas aneigne oder nicht. Es wird mir erst gar nicht einfallen, etwas zu klauen. Denn die Liebe ist spontan. Man ist ganz automatisch liebevoll, so wie man beim Autofahren ganz spontan reagiert, ohne jede einzelne Bewegung bedenken zu müssen.

Es gibt aber Situationen, in denen man sehr bewusst Entscheidungen treffen muss, sei es beim Autofahren, sei es im alltäglichen Leben. Beim Autofahren hat man Gesetze und Vorschriften, die für die Sicherheit aller Verkehrsteilnehmer wichtig sind. Trotzdem wird man ab und zu vor Situationen gestellt, wo es keine Anweisung gibt oder man mehrere gleichzeitig abwägen muss, um dann die richtige Wahl zu treffen. Solche Situationen lassen sich nicht vermeiden. Das Leben selbst ist auch viel komplizierter und gerade deshalb ist es sehr wichtig zu wissen, wie die Menschen in der Vergangenheit mit diesen Fragen umgegangen sind. Das ist besonders dann der Fall, wenn man sich seiner eigenen Grenzen bewusst ist. Denn ich kann nicht alles wissen und bin oft nicht in der Lage, alle Aspekte eines Problems zu bewerten. Dazu kommt, dass ich mich manchmal mit Angelegenheiten beschäftigen muss, in denen ich emotional betroffen bin. Dann besteht die Gefahr, dass ich nicht rational denke.

Ehescheidung

Ein gutes Beispiel für solche Überlegungen ist das Thema Ehescheidung. Es gibt keinen Zweifel darüber, dass Jesus die Ehescheidung ablehnte als etwas, das gegen Gottes Willen ist. Es gibt eine Überlieferung, in der von ihm berichtet wird, dass er darüber befragt wurde. Es war nämlich ein Thema in seiner Umwelt, vor allem weil man zu der Entscheidung gekommen war, dass die Polygamie (dass ein Mann mehr als eine Frau hat, wie etwa Abraham, Jakob, und David) nicht mehr akzeptabel war. Statt sich eine zweite Frau zu nehmen, wenn man mit der ersten in Schwierigkeiten geriet, war man dazu übergegangen, die einzige andere Lösung zu nehmen, nämlich die erste Frau abzusetzen, sich von ihr zu scheiden.

So ergab sich die Frage, welche Gründe konnte man anführen, um sich von seiner Frau zu trennen. Es gibt alte Überlieferungen von einer Auseinandersetzung zwischen Rabbinern der Hillel und Shammai Schulen über gerade diese Frage. Vor allem in der Schule Hillels war man bereit, Ehescheidung aus unwesentlichen Gründen zu rechtfertigen, wie etwa, wenn die Frau nicht gut kochte oder ähnliches. Es ist dann verständlich, dass Jesus dagegen protestierte und behauptete, dass es nie zu Gottes Plan gehörte, dass jemand auseinandertrennt, was Gott selbst zusammengefügt hat.

Man konnte also Jesu Äußerung als ein permanentes Gebot ansehen, und es wurde auch oft in dieser Weise verstanden. Matthäus fügte hinzu, dass es eine Ausnahme gibt, wie jeder wohl schon vorausgesetzt hatte, nämlich bei Ehebruch. Das jüdische wie auch das römische Gesetz schrieb vor, dass Ehebruch bedeutete, dass eine Ehe durch Ehebruch aufgelöst war und die gesetzliche Scheidung die einzige Folge sein konnte. Mit der Zeit kam man aber zu der Einsicht, dass es nicht im Sinne der Botschaft Jesu sein kann, dieses Gebot grundsätzlich bei allen Situationen anzuwenden, vor allem zum Beispiel, wenn eine Ehe durch die Ausübung von Gewalt untragbar geworden ist. Dann ist eine Ehescheidung der beste Weg vorwärts, entspricht also dem Weg der Liebe, die im Mittelpunkt der Botschaft Jesu steht. Zugleich war man unter dem Einfluss dieser Botschaft zu der Einsicht gekommen, dass Vergebung und Versöhnung möglich ist, auch wenn Ehebruch stattgefunden hat. Hauptsache ist immer: was bringt Heil und Heilung, in der Ehe zu bleiben oder

sich zu trennen? Wie bei Jesus selbst geht es nicht hauptsächlich um Gesetzesgehorsam, sondern darum, so zu handeln, wie es der Liebe entspricht. Wenn man in diesem Fall Jesu Wort als unveränderliches Gesetz nimmt, bedeutet es seinen Weg und seine Prioritäten nicht zu verstehen. Man ist dann auf den Seiten seiner Gegner und im Fundamentalismus stecken geblieben.

Fragen der Sexualethik

Überlegungen darüber, was im Bereich von sexuellen Beziehungen angebracht ist und was nicht, gehen weit in die Geschichte zurück und sind kompliziert. Die meisten alten Religionen haben dafür besondere Bestimmungen. Zum Teil ging es darum, ungewollte Schwangerschaften zu verhindern und die Sicherheit der Gesellschaft dadurch zu bewahren, dass Kinder in stabilen Familien oder Großfamilien erzogen wurden. Zum Teil ging es darum, die Interessen von Männern gegenüber anderen Männern zu verteidigen, vor allem beim Eigentumsrecht, denn Ehefrauen waren Eigentum des Ehemannes. Zum Teil aber ging es auch um altertümliche Vorstellungen von Heil und Unheil, Reinheit und Unreinheit, bzw. um den Grenzbereich zwischen Leben und Tod. Deshalb hatten viele Religionen besondere Bestimmungen zum Beispiel in Bezug auf Menstruation, Geburt, Samenerguss, und Geschlechtsverkehr. Oft gab es zu diesen Sachen bestimmte Gebote, wie man sich wieder rein machte, bzw. wieder vollkommen aus dem Grenzbereich in das normale Leben zurückkehrte und vor allem, wie man den erforderlichen Reinheitszustand wieder erreichte, um sakrale Bereiche betreten zu dürfen. In einigen Religionen spielte Sex eine spezielle Rolle, vor allem wenn man die Fruchtbarkeit der Erde feierte.

Die Bibel und Sex

Im antiken Israel war es nicht anderes. Im Alten Testament lesen wir von solchen Bestimmungen, vor allem in Bezug auf den Eintritt in den Tempel. Dort können wir auch alte Sitten erkennen, wie zum Beispiel Ehe und Familie gesehen wird. In den Geschichten von den Patriarchen ist vorausgesetzt, dass ein Mann mehr als eine Frau beanspruchen konnte und dass er auch mit Sklaven schlafen konnte, wie es zum Beispiel Abraham und Jakob taten. Erst später, wie oben vermerkt, setzte es sich durch, dass die Einehe üblich wurde. Mit der Zeit ging man auch dazu über, Prostitution negativ zu beurteilen. Man lehnte es auch ab, eine Rolle für Geschlechtsverkehr in kultischen Handlungen zu tolerieren.

Ehebruch war verboten, wie in den meisten Gesellschaften. Die Strafe dafür war der Tod, wenigstens bis zu dem Zeitpunkt, als die Römer den Juden das Todesrecht absprachen. Geschlechtsverkehr vor der Ehe, vor allem vor einer Verlobung, war auch streng verboten. Väter passten sehr streng auf ihre Töchter auf, denn eine Tochter, die noch Jungfrau war, war viel wert, vor allem, weil ein Mann sich darauf verlassen konnte oder meinte sich darauf verlassen zu können, dass, wenn sie vor der Ehe enthaltsam war, sie dann auch in der Ehe Keuschheit bewahren würde. Es gab auch Gebote, die homosexuelle Beziehungen, Sex mit Tieren, Vergewaltigung, und Blutschande verboten.

Zur Zeit von Jesus wurde allgemein vorausgesetzt, dass Geschlechtsverkehr nur in ehelichen Beziehungen stattfinden durfte. Von den Schöpfungsberichten her betrachtete man Geschlechtsverkehr als etwas positives, eine Gabe Gottes. Dadurch fügt Gott selbst einen Mann und eine Frau zusammen, wie Jesus es darstellt: „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden“ (Markus 10,9). Das positive kommt auch bei Paulus zum Ausdruck, obwohl er in einer Welt lebte, in der einige Philosophen keineswegs so positiv eingestellt waren. Sie empfahlen

entweder, sexuelle Beziehungen überhaupt zu vermeiden oder Geschlechtsverkehr nicht als ein Vergnügen zu betrachten, sondern als etwas zweckmäßiges, um Kinder zu zeugen.

Paulus selbst war unverheiratet und glaubte, wie auch Jesus, dass in der kommenden Welt, die er sehr bald erwartete, sexuelle Gefühle und daher solche Beziehungen nicht mehr existieren würden, wahrscheinlich weil beide sich die kommende Welt als ein Heiligtum vorstellten. Beide hatten sich entschlossen, ledig zu bleiben, wohl auch weil sie sich dabei von Verantwortungen befreit sahen, die eine Extralast angesichts ihrer Berufung sein würden. Paulus war aber trotzdem nicht bereit, Geschlechtsverkehr als etwas Negatives anzusehen. Angesichts seiner Vorstellung von der Zukunft riet er zwar von der Eheschließung ab, betonte aber zugleich, dass die, die eine Ehe eingehen, dabei nicht sündigen.

In den meisten Fragen des sexuellen Verhaltens ist die Bibel sehr deutlich. Und für einige, vor allem für Fundamentalisten, gilt das ein für alle Mal. Die Menschen haben sich nicht geändert und so ist es auch nicht nötig, die Vorschriften zu ändern. Aber abgesehen davon, dass ich die Bibel nicht fundamentalistisch lese, glaube ich, dass wir uns doch mit einigen Änderungen befassen müssen und dass sie uns dazu zwingen, einige Fragen und Antworten neu anzusehen.

Was hat sich geändert?

Eine weitreichende Veränderung ist der heutige Zugang zu Verhütungsmitteln. Die Angst, dass man schwanger wird, ist damit aufgehoben. Hätten frühere Generationen anders über Geschlechtsverkehr gedacht, wenn sie solche Mittel zu Verfügung gehabt hätten? Sehr wahrscheinlich. Daher lohnt es sich, mindestens die Frage aufzuwerfen, in wie weit man Vorschriften aus der Vergangenheit auf die heutige Situation anwenden sollte. In der Tat, dies ist ein Gebiet, das sich erst in den letzten Jahrzehnten gehörig geändert hat. Wo liegen also heute die entsprechenden Grenzen? Gibt es wirklich keine Grenzen, wie manche anfangen zu behaupten? Um zu brauchbaren Entscheidungen zu kommen, ist es wichtig, dass wir offen sind, gut informiert sind und die Schuld und Angst zurücklassen, die oft in unserer westlichen Gesellschaft die Gespräche über Sexualität begleitet haben.

Was noch dazu eine Rolle spielt ist zum Teil auch davon beeinflusst, dass Frauen heute einen größeren Freiraum haben, ihre eigenen Wünsche zu erfüllen, bzw. ihren eigenen Karrieren zu folgen. Die alte Vorstellung, dass Männer über das Leben ihrer Frauen und Töchter bestimmten, lehnt man heute natürlich ab. In vielen Bereichen ist es zwar noch nicht zur Gleichberechtigung gekommen, aber es gibt erhebliche Fortschritte. Die Benachteiligung ging weit in die Vergangenheit zurück. In sowohl jüdischen wie auch griechisch-römischen Gesellschaften bestimmten die Männer darüber, wer ein passender Ehepartner für ihre Töchter war. Die meisten Männer heirateten als sie etwa dreißig Jahre alt waren, und ihre Frauen war nicht viel mehr als halb so alt. Mädchen wurden so bald wie möglich nach ihrer ersten Menstruation verheiratet, damit sie nicht etwa vorher schwanger würden. Die Ehefrauen waren daher bedeutend jünger als die Männer und natürlich auch weniger erfahren, was im allgemeinen Männer zu dem Fehlschluss führte, dass Frauen in ihrer Natur den Männern unterlegen waren.

Platon unterstützte diese falsche Schlussfolgerung mit der ideologischen Behauptung, dass ursprünglich nur Männer geschaffen wurden und dass danach Männer, die versagten, Frauen wurden, und ähnlich Frauen, die versagten, Tiere wurden, bis man schließlich ein Geschöpf hatte, das sich wie ein Wurm auf der Erde bewegte. Vor allem ließ die griechische Übersetzung der

Schöpfungsgeschichte in Genesis den Schluss zu, dass Männer nach Gottes Bild geschaffen wurden und Frauen nach dem Bild des Mannes. Die Übersetzung ließ auch den Schluss zu, dass Eva von der Schlange verführt wurde, und zwar im sexuellen Sinne, was aus dem Hebräischen nicht heraus zu lesen ist. Dementsprechend findet man, zum Beispiel bei Paulus, nicht nur die Vorstellungen, dass Frauen unterlegen sind, sondern auch dass Eva wenigstens im sexuellen Bereich anfällig war. Das passte zu der Verallgemeinerung, dass Frauen für Männer eine Gefahr seien. Sie müssen daher unter die Kontrolle von Männern gestellt werden. Heutzutage können wir solche Vorstellungen nicht mehr bejahen und betrachten auch Frauen nicht mehr als kultisch unrein. Es bestehen jetzt andere Werte, wir sind von solchen Voraussetzungen befreit. Aber was bedeutet das für die Sexualethik?

Gibt es noch Richtlinien?

Die 70er und 80er Jahre des letzten Jahrhunderts waren ein Zeitraum, in dem viel auf Grund der neuen Freiheit experimentiert wurde. Dann kam plötzlich das Gespenst von AIDS und man zog sich wieder zurück. Es gab aber auch andere Gespenster. „Folge deinen Gefühlen ohne Vorbehalt! Es gibt nur Liebe! Spontaneität ist alles.“ Für die meisten schlugen diese Freiheitsexperimente aber auf die Dauer fehl. Die Sexualität beinhaltet mehr als bloße Handlungen. Menschliche Verhältnisse sind wichtig, Sicherheit und Zweifel sind zu bedenken. Zugehörigkeit, Geborgenheit, geliebt werden und geliebt sein sind für die meisten Menschen von grundlegender Bedeutung.

Die Alten hatten recht, als sie die Bedeutung der Familie und der Ehe betonten, auch wenn ihre Vorstellungen von Familie und Ehe nach ihren kulturellen Voraussetzungen anders gestaltet waren. Die neue Freiheit stellte die Frage: brauchen wir die Ehe überhaupt noch? Die Wirklichkeit aber sagt uns: wenn man die Ehe abschaffen würde, kann man ziemlich sicher sein, dass sie von etwas neuem ersetzt werden wird, denn viele wollen es irgendwie deutlich machen, dass sie in einem permanenten Verhältnis bleiben wollen, und dass andere diese Entscheidung respektieren sollten. Es würden sich Grundregeln entwickeln, die sich nicht wesentlich von den traditionellen unterscheiden, die wir kennen. Die Unterschiede sind wohl unter anderem, dass man die Ehe nicht mehr als ungleich und von den Prioritäten von Männern betrachtet, sondern als eine freigewählte Partnerschaft derer, die sich lieben und respektieren. Dazu gehört auch, dass man einander die Sicherheit und das Versprechen gibt, so weit wie möglich das Verhältnis beiderseitig gesund zu erhalten. Dabei sind alte Gebote sekundär und meist überflüssig, denn Liebe überragt alle Versuche, das Leben obligatorisch durch Gesetze zu gestalten. Das ist eine Grundeinsicht der christlichen Botschaft.

Sexuelle Beziehungen sind intim und im weitesten Sinne stehen wir nackt voreinander. Wir sind verletzlich, wir lassen uns berühren, antasten, öffnen und wir berühren, tasten und öffnen. Das könnte man alles mechanisch oder gedankenlos machen, aber die meisten ziehen es vor, solche intimen Beziehungen nur in einem respektvollen liebevollen Verhältnis stattfinden zu lassen. Unsere Sexualität ist ein Teil unseres Wesens und spielt eine wichtige Rolle, wie wir uns mit uns selbst und anderen gegenüber verhalten. Es ist ja ein Mittel, das es uns ermöglicht, neues Leben in die Welt zu bringen, uns zu vermehren, wie es im ersten Schöpfungsbericht als Gebot steht. Es ist auch ein Mittel, das uns ermöglicht, anderen Liebe zu zeigen, Gemeinschaft zu feiern, wie es in dem zweiten Schöpfungsbericht dargestellt wird. Aber zu Gemeinschaft gehört noch viel mehr. Geschlechtliche Beziehungen sind in dem Sinne nur ein Teilaspekt des Zusammenseins und dabei erzeugen wir mehr als nur Kinder. Es bringt auch Freude, Kreativität und Liebe.

So wie ein liebendes Verhältnis mehr ist als nur das Zusammenkommen in sexueller Intimität, so ist unsere Sexualität keineswegs auf unsere Genitalien begrenzt. Das wichtigste sexuelle Organ unseres Körpers ist unser Gehirn. Daher sind Fragen der Sexualethik zugleich Fragen des menschlichen Verkehrs im breitesten Sinne. Liebe und Respekt vor anderen ist grundlegend. Alle Handlungen, die einen anderen oder eine andere ausnützen, ausbeuten oder gewalttätig behandeln, haben keinen Platz. Es kann nicht nur um mich gehen. Es ist nicht alles erlaubt. Ich muss auf andere achten. Das bedeutet, selbstkritisch zu handeln, denn unsere Gefühle können uns in falsche Wege leiten, wenn man ihnen freien Lauf gibt. Wir kennen das sehr gut, wenn wir zu viel essen, aber bei Sexualität ist unser Gegenüber mit betroffen, wenn wir das Gehirn ausschalten. Wenn man unsicher ist, ist es gut, wenn man mit anderen darüber redet, damit man zu ausgewogenen Entscheidungen kommen kann. Das ist genauso im Bereich der Sexualität wie in anderen Bereichen des Lebens.

Alle Achtung für die heutige Generation, die sich mit diesen Fragen beschäftigt, vor allem auf der persönlichen Ebene. So wie ich es sehe, scheinen wir jetzt eine gesündere Einstellung zur Sexualität zu haben als in früheren Generationen. Ich respektiere diejenigen, die die Fragen konservativ behandeln. Ich respektiere auch diejenigen, die mit Sorgfalt und Ausgewogenheit neue Wege ausprobieren. Hauptsache ist, meines Erachtens, dass man Fragen der Sexualethik mit der Einstellung angeht, die wir bei Jesus beobachten, nämlich, dass wir unsere Aufmerksamkeit nicht auf Taten begrenzen, sondern dass wir tiefer greifen und fragen, was für Einstellungen dahinter stecken und vor allem, bleibt dabei genügend Platz für Liebe zu anderen und sich selbst gegenüber? Das Zerstörerische für eine Ehe zum Beispiel mag mit Ehebruch gar nichts zu tun haben, sondern viel mehr mit gegenseitiger Missachtung. Trotz der vielen Misserfolge von Ehen besteht heute eine größere Offenheit für die Möglichkeit, durch Eheberatung Ehen wieder in einen gesunden Zustand zu bringen als damals in der Welt Jesu, wo Ehebruch buchstäblich einen Bruch bedeutete und dem Gesetz nach eine Ehescheidung verlangte.

Alles neu erfinden?

Es wäre naiv und unrealistisch zu erwarten, dass Menschen solche Entscheidung treffen können, ohne von der Weisheit der Tradition zu lernen. Das gilt vor allem für jüngere Menschen, die am Anfang ihres Lebens stehen, vor allem in dem Auf und Ab der Jugendzeit. Man braucht Auskunft, Weisheit aus Erfahrung, Richtlinien, und auch Gesetze, zum Beispiel, wie alt man sein muss, ehe man heiraten darf und vieles mehr. Es ist für solche jungen Leute sehr hilfreich, wenn sie einen guten Zugang zu Erwachsenen haben, sei es innerhalb der Familie oder außerhalb, mit denen sie vorbehaltlos ihre Fragen und Probleme besprechen können. Der Sexualtrieb ist manchmal sehr stark und kann ohne Kontrolle zu Konsequenzen führen, die man später bereut. Eingebettet in die ganze Person kann sie eine Energiequelle sein, die neue Möglichkeit öffnet und offenlegt.

Menschen gehören mit zur Tierwelt und der Sexualtrieb dient wie bei Tieren dem Zweck, uns zu vermehren. Wir sind aber mehr als Tiere. Bei uns sind unsere Geschlechtstribe in unser Wohlbefinden so eingebunden, dass für uns Sexualität eine Verhältnisfrage ist und unser Wohlbefinden erheblich bestimmt. Deshalb hat für uns sexueller Missbrauch eine tiefgreifende Bedeutung. Wir können durch intime sexuelle Beziehungen Liebe empfangen und geben. Aber ohne Respekt und Liebe können wir sexuelle Taten wie einen Eingriff erfahren. Leider kommt es häufig vor, dass Sex ein Mittel zur Unterdrückung wird. Das kann im Krieg geschehen, aber manchmal kann es auch in einer Ehe stattfinden. Vergewaltigung in jeder Form ist alles andere als Respekt. Leute die Macht haben, können ihre Machtstellung so ausüben, um ihre Sextriebe gewaltsam zu befriedigen, sei es in der Arbeitswelt, in der Schule oder in der Kirche. Viele Priester haben es auf sich

aufgenommen, sich von sexuellen Beziehungen fernzuhalten, d.h. das Zölibat auszuüben, aber für andere kann diese Entscheidung gefährlich sein, denn dieser grundlegende Trieb ist normal und stark und kann unbewusst zur Erfüllung führen

Homosexualität

Heutzutage wird viel darum gerungen, wie man die Schrift verstehen und anwenden soll in Bezug auf gleichgeschlechtliche sexuelle Beziehungen. In der alten griechischen Kultur war die Frage sehr umstritten. In Sparta, aber auch zum Teil in Athen kam es oft vor, dass die Lehrer- oder Mentor-Verhältnisse von Männern mit Jugendlichen sexualisiert wurden. Sie endeten meist, wenn der junge Mann in das Alter kam, in dem man normalerweise heiratete, also mit dreissig Jahren. Man wusste auch von Beziehungen zwischen Frauen, wie die bekannteste von Sappho auf der Insel Lesbos, die Liebesgedichte für ihre Geliebte verfasste, aber im Allgemeinen wurden solche Beziehungen viel weniger akzeptiert als wie die zwischen Männern.

Bei lesbischen Verhältnissen muss eine Frau die Rolle des Mannes übernehmen. Nach den Vorstellungen der Kultur dieser Zeit war dies eine Schande, denn Frauen seien Männern unterlegen. Aus dem gleichen Grund haben einige solche Beziehungen zwischen Männern verpönt, denn wie konnte ein Mann beschämend die Rolle einer Frau, einer Unterlegenen, erfüllen bzw. erfüllen lassen? Andere wie Platon brachten weitere Argumente gegen gleichgeschlechtliche Verhältnisse. Dazu gehören dass solche Beziehungen auf die Dauer die Männlichkeit der Männer schwächen würden, sie sogar verweiblichen würden, und vor allem zu dem Ergebnis führen würden, dass sie nicht mehr die Fähigkeit besitzen, ihre Verantwortung zu erfüllen die Menschheit zu vermehren. Das war unter anderem auch deswegen, weil sie ihre Spermien verschwenden und sie etwa ausgehen könnten. Die Angst, dass dabei die Zahl der Bevölkerung abnimmt, war groß.

In der griechisch-römischen Welt kam es auch häufig vor, dass Alkohol eine Rolle spielte und zu sexuellen Ausschreitungen führte, die von ehebrecherischen bis zu direkt gewaltsamen Handlungen reichten, bei denen Sklaven vergewaltigt wurden oder in sexuellen Dienst gestellt wurden. Viele wurden gekauft und in sexuellen Sklavendienst in Bordellen platziert. Nach römischem Recht war es *stuprum*, ein strafbares Delikt, solche Beziehungen mit einem römischen Bürger durchzuführen, aber mit Sklaven oder mit Ausländern wurde dies ganz offen toleriert. Kritiker nannten dieses Verhalten die ‚griechische Krankheit‘, zu der die Griechen erwiderten, dass man bei ihnen wenigstens dann damit aufhört, wenn der junge Mann 30 wird, was bei den Römern nicht der Fall war.

In dieser wilden Welt befanden sich die Juden, die in vielen Städten des römischen Reiches wohnten. Sie hielten sich von den Übeln der römischen Welt so weit wie möglich fern und dabei verurteilten sie vor allem gleichgeschlechtliche Beziehungen. Für sie war klar: Gott hat die Menschen geschaffen: männlich und weiblich – und zwar nur männlich oder weiblich. Sie wehrten andere Vorstellungen streng ab, wie zum Beispiel die Erklärung, die Platon von Aristophanes lehren lässt. Danach hat es am Anfang der Geschichte drei Arten von Menschen gegeben: Männer, Frauen und Hermaphroditen (eine Mischung von männlichem und weiblichem). Die Menschen haben Zeus durch ihre Frechheit verärgert, und er hat sie daraufhin jeweils in zwei Teile getrennt. Seitdem suchen die halbierten Menschen ihre andere Hälfte: Männer suchen Männer, Frauen suchen Frauen, und die Hälften der Hermaphroditen suchen die abgetrennten Hälften, nämlich Männer suchen Frauen, bzw. Frauen suchen Männer.

Der jüdische Philosoph Philo von Alexandrien zitiert diese Theorie, um ihr dann sofort zu widersprechen. Warum? Weil nach Genesis Gott nur Männer und Frauen geschaffen hat. Er kannte auch den Mythos, den wir in Genesis 2 finden, eine viel positivere Geschichte, nachdem Gott aus Sorge für die Menschen und ihr Bedürfnis für Gesellschaft und Partnerschaft eine Rippe aus dem Mann nahm und damit eine Frau schuf. Dass sie dadurch auch danach strebten, eins zu sein, ist etwas Positives, wie überhaupt die Schöpfungsgeschichten der Sexualität gegenüber positiv eingestellt sind.

Bei Philo findet man nicht nur einen Bezug auf Genesis, sondern auch auf die Gebote in Levitikus, die es verbieten, dass ein Mann die Rolle einer Frau im Geschlechtsverkehr in einer Ehe annimmt. Philo und auch andere jüdische Exegeten haben diese Verbote in einer Weise erweitert, dass sie für alle gleichgeschlechtlichen Beziehungen gelten, sowohl zwischen Männern wie auch zwischen Frauen, und ganz gleich, ob sie zwischen frei einwilligenden Erwachsenen vorkommen oder missbräuchlich mit Sklaven oder mit Jugendlichen. Philo zitierte auch die oben angeführten Argumente gegen Kritiker aus seiner nichtjüdischen Welt.

Es ist daher nicht überraschend, dass wir ähnliche Argumente bei Paulus finden. Als er sich auf den Besuch bei der Kirche und ihren Gemeinden in Rom vorbereitete, befand er sich in einer Situation, in der er wusste, dass nicht alle Christen in Rom seine Art der Verkündigung akzeptieren würden. Er hatte viele Kritiker unter den Christen seiner Zeit. Die Kirche in Rom war auch nicht von ihm begründet worden. Deshalb schrieb er einen langen Brief, in dem er sich selbst und seine Botschaft den Vorwürfen gegenüber verteidigte. Seine Strategie war, zunächst etwas anzuführen, von dem er sicher sein konnte, dass es auch die Meinung der Römer war. So kam er darauf, gleichgeschlechtliche Beziehungen anzugreifen (Römer 1,24-28).

Es ist typisch für Paulus, dass er sich weniger mit sündigen Taten und mehr mit sündigen Einstellungen auseinandersetzt. In diesem Fall geht er noch weiter, um ein psychologisches Argument zu entwickeln. Es gilt nicht nur die Tat, nicht nur die Absicht, sondern es geht überhaupt darum, das, was er als die unnatürliche Orientierung darstellt, zu verurteilen. Auf Grund seiner Voraussetzungen sieht er darin eine Verwirrung des Verstandes, eine grundlegende Veränderung des Gehirns, die dann Absichten, Begierden, und Taten hervorbringt. Ein verkehrtes Verhalten zu Gott führt zum Ergebnis von einem verkehrten Verhältnis zu sich selbst, und so zu einer Entstellung der sexuellen Orientierung.

Sexuelle Begierde ist eine Gabe Gottes, aber wenn sie verfälscht worden ist, ist es eine Sünde. Wie bei Philo und anderen gilt das für Paulus sowohl bei Frauen wie bei Männern, obwohl immer wieder versucht wird, die Aussagen, die er hier im Römerbrief über Frauen macht, anders als lesbisch zu deuten. Denn es gibt auch eine Art links gerichteter Fundamentalismus der versucht, die Aussagen von Paulus so weit wie möglich zu mildern. So sind einige bemüht, zu beweisen, dass es Paulus nur um Päderastie geht oder nur um Heterosexuelle und nicht um Homosexuelle, oder nur um die Absicht und die Tat, nicht um die Orientierung. Der Text spricht deutlich dagegen. Es ist immer besser, den Text und seine Aussage stehen zu lassen, und dann verantwortungsvoll und respektvoll zu entscheiden, wie man auf den Text reagiert.

Das führt uns zu der umstrittenen Frage: wie reagiert man heute auf die Aussagen und Gedanken von Paulus, die er mit den Juden und Christen seiner Zeit teilte? Einige verteidigen die Voraussetzung von Paulus, dass alle Menschen heterosexuell sind und dass es keine Homosexuellen gibt. Andere — und heutzutage ist es die große Mehrheit — erkennen, dass wir in dieser Sache von

Paulus nicht erwarten können, dass er ausreichende Kenntnisse über solche Dinge hatte. Man kann mit ihm darin übereinstimmen, dass es Leute gibt, die so sind, wie er sie beschreibt. Aber es gibt andere, die zu einer Minderheit von Menschen gehören, die homosexuell sind. In der Welt der Tiere, zu der wir alle als Menschen gehören kommt es auch häufig vor. Es ist einfach ein normales Phänomen unserer Welt, weder eine Pathologie, noch eine Behinderung, noch ein Ergebnis des Sündenfalls von Adam und Eva. Heutzutage haben viele Regierungen vor allem in der westlichen Welt beschlossen, solchen Menschen gerecht zu werden und ihnen die Möglichkeit zur Heirat freizugeben. Angesichts unserer heutigen Kenntnisse können wir es daher nicht verantworten, den Verurteilungen von Paulus gegenüber allen solchen Menschen anzuschließen.

Paulus zu respektieren heißt auch seine Vorstellungen ernst zu nehmen und der Kritik auszusetzen. Neue Information und neue Zusammenhänge zwingen uns zu anderen Entscheidungen, weil es uns um die Botschaft der Liebe Gottes geht. Die ersten Christen mussten ähnlich handeln, als sie zu dem Entschluss kamen, dass das biblische Gebot aufzugeben war, nach dem alle nichtjüdischen Männer beschnitten werden mussten, um in das Gottesvolk eingebürgert zu werden, und das trotz heftigen Protestes von den fundamentalistischen Christen ihrer Zeit. Diese Einsicht zeigt eine andere Einstellung zur Schrift, die nicht auf den Buchstaben, sondern auf dem Geist des Textes steht.

Paulus erwähnt gleichgeschlechtliche Beziehungen kurz in 1. Korinther 6,9-10 (ähnlich 1. Tim 1,10) in einer Aufzählung derer, die nicht in das Reich Gottes kommen können. In dieser Aufzählung kommen zwei Wörter vor, die sehr wahrscheinlich die aktiven und passiven Partner eines gleichgeschlechtlichen Verhältnisses bedeuten. Das eine heißt buchstäblich Männer, die andere Männer ins Bett bringen, und das andere ist das Wort für verweiblichte Männer (1. Korinther 6,9-10 (ähnlich 1. Tim 1,10)).

Man hat immer wieder versucht, andere Anspielungen auf gleichgeschlechtliche Verhältnisse in der Bibel zu erkennen, wie im Johannesevangelium, in dem von einem Jünger, den Jesus liebte, erzählt wird, oder bei Matthäus, wo der Sklave des Hauptmannes (Päderastie?) erwähnt wird, oder auch beim Bericht der Freundschaft zwischen David und Jonathan, oder beim Wort Jesu über Eunuchen (Mt 19,11-12), aber keine dieser Stellen ist überzeugend. In Jesu Warnung vor dem Missbrauch von Kindern ist wohl ein Bezug auf Päderastie vorhanden, was die dramatischen Züge erklären könnte: „Und wer einen dieser Kleinen, die an mich glauben, zum Bösen verführt, für den wäre es besser, dass ihm ein Mühlstein um den Hals gehängt und er ins Meer geworfen würde“ (Markus 10,42).

Über die Jahrhunderte hin haben viele gleichgeschlechtlich orientierte Menschen unter Verfolgungen, Demütigungen, und vielem mehr schwer gelitten und viele leiden heute immer noch. Selbstmorde sind relativ häufig. Wir haben noch viel zu tun, um dieses Unrecht zu überwinden. Glücklicherweise ist man heutzutage bereit, offener über diese Fragen zu reden und in den Medien hören wir von vielen Homosexuellen, die hervorragende Bürger sind. Je mehr wir in unseren Familien und in der Gesellschaft frei über dieses Thema sprechen, desto mehr werden wir die alten Vorurteile abbauen können. Schließlich ist eine Begegnung mit einer Person für viele wesentlich überzeugender als lange Argumente.

Masturbation, Prostitution?

Was kann man zur Masturbation oder auch Prostitution sagen? Ich stelle sie auf dieselbe Basis wie andere Fragen, die wir behandelt haben. Masturbation war schon lange eine Quelle von Schuld und das hängt oft damit zusammen, dass man sexuelle Befriedigung als etwas Schamhaftes betrachtet

hat – das ist eine ungesunde Betrachtungsweise. Denn an und für sich ist sexuelle Befriedigung keine moralische Kategorie und daher keine Sünde, solange man dabei niemandem Schaden zufügt. Viele alte Argumente sind nicht mehr tragbar, wie zum Beispiel, dass man dabei Samen verschwendet. Dafür hat man die biblische Geschichte Onans zitiert, der seinen Samen auf die Erde fallen ließ, wenn er bei der Frau seines Bruders war, um zu vermeiden, dass er seinem Bruder Nachkommen erzeugte. Daher nannte man Masturbation Onanie. Dieser Ausdruck bezieht sich sowieso nur auf Männer. Am besten sieht man die Selbstbefriedigung nicht als etwas Moralisches, es sei denn, dass es mit anderen Tätigkeiten verbunden ist, die eine Gefahr für andere sein würden. Auf diese Weise sexuelle Spannungen zu lösen, ist viel gesünder als sie auf Kosten anderer zu bewältigen. Genuss ist Genuss, eine Gabe Gottes, wie auch der Genuss beim Essen und Trinken. Es ist immer wichtig, sich dessen bewusst zu werden, wo und wie solcher Genuss richtig am Platz ist oder nicht.

Prostitution ist eine ganz andere Frage. Denn hier geht es darum, was es bedeutet, wenn ich sexuelle Befriedigung bei anderen suche. Wie steht es bei Prostituierten? Heutzutage sind viele in die Prostitution gezwungen, fast wie Sexsklaven, und wenn nicht, ist immerhin noch die Frage, ob man dabei zu ihrem Wohl beiträgt oder ihnen Schaden zufügt. Prostituierte hat es immer gegeben, einschließlich in der alten biblischen Kultur, wie etwa Rahab und Tamar. Jesus hat Prostituierte zu seiner Zeit als Personen respektiert und sie nicht abgestoßen. Mir fällt es schwer zu glauben, dass man dem anderen etwas Gutes tut, außer dass sie dafür bezahlt werden. Gerade weil so viele Frauen dabei sehr ausgebeutet werden, bin ich sehr dafür, dass Regierungen Prostitution nicht verbieten und so in die Unterwelt verdrängen, sondern sie kontrollieren und überwachen.

Individuelle Freiheit und gesellschaftliche Ordnung

Die Frage, ob ich mich mit einer Prostituierten einlasse, ist eine ganz andere als die, wie man überhaupt mit Prostitution in der Gesellschaft umgeht. Man braucht Gesetze, um das Interesse anderer zu gewähren. Regierungen haben in diesem Sinne eine andere Rolle als Individuelle, die persönliche Entscheidungen treffen. Christ zu sein ist aber auch mehr als solche individuelle Entscheidungen zu treffen. Wie Jesus meist vom Reich Gottes sprach, also von einer gemeinschaftlichen Vorstellung mit politischen und gesellschaftlichen Konsequenzen, so gehört es dazu ein Nachfolger Jesu zu sein, im breiteren Sinne ein verantwortungsvoller Mensch zu sein, wenn es um gesellschaftliche Dinge geht.

Es ist selbstverständlich, dass wir Verkehrsregeln brauchen, einschließlich Geschwindigkeitsbegrenzungen, Blutalkoholkonzentration-Bestimmungen, und allerlei Regeln darüber, wie und wo wir fahren dürfen. Wir brauchen auch Vorschriften, wie man mit Finanzen umgeht. Wir brauchen einen Polizeidienst und die Möglichkeit, dass wir gefährliche Verbrecher in sicherer Haft halten. Hass und Rache sollten aber keine Rolle in der Justiz haben, obwohl sie viel zu häufig vorkommen, einschließlich in den Medien. Menschen sind Menschen, auch wenn sie Verbrecher geworden sind. Die Justiz funktioniert am besten, wenn sie es Verbrechern ermöglicht, wieder verantwortungsvolle Bürger zu werden. In allem ist es wichtig, dass wir uns gegen Tendenzen in der Regierung und in der Gesellschaft wehren, die Vorteile nur für einen Teil der Bevölkerung anbieten. Die, die Macht und Geld haben, bemühen sich oft auf Kosten anderer, ihren Reichtum und Einfluss auszuweiten. Das ist typisch menschlich und muss als Ausbeutung ausgerufen werden. Das hat Jesus getan, als er auf Hoffnung für die Armen, die Hungrigen, die Unterdrückten hinwies. Diese seine Botschaft ist immer noch relevant.

Heutzutage sind wir in der Lage, nicht nur die Situation in unserem Lebensgebiet zu bedenken, wie Jesus in Galiläa und Judäa, sondern wir können Armut und Reichtum global in der ganzen Welt sehen. Als Individuen aber auch als Gemeinschaften und als Nation können wir Hilfe konkret dort anbieten, vor allem solche Hilfe, die anderen hilft, sich selbst zu helfen. Das kann durch Regierungsprogramme, durch Hilfsorganisationen, durch Kirchen erreicht werden. Man weiß wohl, dass es nur dort Frieden gibt, wo es auch Gerechtigkeit gibt. Es ist wohl eine Sache der Liebe wie auch der Selbst-Liebe, denn Leid verbreiten kann zu nichts Gutem führen. Sogar Industrielleute erkennen ganz klar, dass sie keinen Profit machen, wenn sich nur wenige ihre Produkte leisten können.

Es ist die Aufgabe einer Regierung, die äußeren Grenzen zu bestimmen. Damit ist aber längst nicht erreicht, dass man eine liebevolle Gesellschaft geschaffen hat. Zwar könnte man mehr Regelungen einführen, um Leute dazu zu zwingen, dass sie zum Beispiel ihren Reichtum gerechter verteilen. Im zwanzigsten Jahrhundert scheiterten kommunistische Experimente daran, weil Menschen, vor allem die an der Macht, neue Wege erfanden, wie sie eine Situation zu ihren Gunsten ausnutzen konnten. Regierungen müssen daher sorgfältig überlegen, wann es notwendig ist, mit Regeln einzugreifen und wann es besser ist, Menschen die Freiheit zu geben, ihre eigenen Entscheidungen zu treffen.

Paradoxerweise führt der Zwang, Gewinne für sich selbst zu erzielen, gleichzeitig oft auch zu Gewinnen für andere. Wie oben vermerkt, lohnt es sich nicht, andere in Armut zu halten, denn die Armut schließt sie aus dem Markt aus. Das ist zum Teil die Logik des Kapitalismus und zum Teil gelingt sie auch. Aus einer christlichen Perspektive ist aber der Nachteil, dass Besitzer oft kein Interesse an dem Wohlbefinden anderer haben, wenn sie ihnen keinen Gewinn einbringen können. Zu dieser Gruppe von Menschen gehören diejenigen, die mit Behinderungen leben, Kranke, Alte und andere benachteiligte Menschen. Der Staat muss daher eingreifen. Der Staat muss genug Steuern einnehmen, um alle notwendigen Aktionen durchzuführen, die zu einer gerechteren Gesellschaft führen, einschließlich, um zum Beispiel Schulen und Krankenhäuser zu unterhalten.

In den letzten Jahrzehnten ist ein ganz großes Problem in den Vordergrund gerückt, nämlich wie wir Regierungen und Bürger überreden können, neue Wege zu finden, wie wir weniger Kohlendioxid und ähnliche Gase in die Atmosphäre freisetzen. Denn es ist klar geworden, dass wir dabei wesentlich dazu beitragen, dass die Temperaturen auf der Erde sich erhöhen, was zu schwerwiegenden Konsequenzen führt, wie häufigeren und heftigeren Wetterereignissen: wie Überschwemmungen, Waldbrände, Dürrezeiten und Wirbelstürme. Kurzzeitige Gewinnsuchende haben wenig Interesse daran. Sie wehren sich und versuchen, Regierungen von den notwendigen Maßnahmen abzuraten. Aber auch unter ihnen gibt es jetzt Industriechefs, die erkennen, dass auch sie und ihre Wirtschaft darunter leiden werden, wenn es so weiter geht. Es gibt auch andere Probleme, die international anzugreifen sind und nicht den wechselhaften Prioritäten der Wirtschaftsgremien zu übergeben sind, nicht zuletzt, wie wir die begrenzten Nahrungsquellen in See und Land behandeln, damit Teile der Welt nicht in Hungersnot geraten.

Komplexe Fragen der Zeit

Es gibt auch Fragen, die noch mehr umstritten sind. So wird diskutiert, ob und wann man eine Abtreibung billigen sollte. Auf der einen Seite wird das Leben betont und gemeint, dass der Fötus schon eine Person sei und Abtreibung daher eine Art von Mord. Auf der anderen Seite wird der Fötus nicht so gesehen, und das Wohl und die Freiheit der Frau betont. Welche Gründe sind ausreichend? Leute, die vor solchen Entscheidungen stehen, sind in einer schwierigen Lage. Meines

Erachtens ist es nicht hilfreich, absolut nein zu sagen. Ich bin sehr dafür, dass wir Leuten die Freiheit überlassen, unter entsprechender Beratung selbst Entscheidungen zu treffen und dass Regierungen dies ermöglichen.

Es gibt auch viele andere komplizierte Fragen. Wie weit darf man mit menschlichen Embryonen experimentieren? Körperteile klonen, ganze Menschen klonen? Wann hört man auf, Schwerkranken Medikamente zu geben, und wie reagiert man auf den Wunsch, Sterbehilfe zu leisten? Wie behandelt man die Frage von Drogen: alle verbieten, einige zulassen? Dann gibt es Fragen zu den Themen, wie man die Landschaft, die Wälder, die Flüsse, Naturgebiete behandelt, wie man Städte baut, was für Verkehrsmittel in der Zukunft am vernünftigsten sind und wie wir die Welt der Tiere, Vögel, und anderer Lebewesen richtig behandeln. Diese und viele andere Fragen der heutigen Zeit können wir nur hier erwähnen aber nicht besprechen. Aber sie sind nicht zu ignorieren. Wenn wir uns ihnen zuwenden, brauchen wir Grundlinien, Grundwerte, die uns helfen, die Informationen und die Möglichkeiten abzuwägen.

In den meisten dieser Fragen befinden sich Christen und Kirchen in genau der gleichen Lage, wie jeder andere. Man braucht dazu Information. Man muss den Argumenten gut zuhören und bereit sein, Entscheidungen zu treffen, auch dann, wenn man nicht unbedingt sicher ist, wie man sich entscheiden soll. Wir sind alle Menschen und müssen aufeinander hören und voneinander lernen. Christen und Kirchen haben dabei keinen Vorsprung, kennen keine Abkürzung. Wir sitzen alle in einem Boot. Was wir als Christen zur Diskussion bringen - und andere tun es häufig auch - ist ein Überzeugtsein, dass bei allen Entscheidungen Liebe und Respekt für andere Menschen und für unsere Umwelt im Zentrum stehen.

Man kann der komplizierten Wirklichkeit der Frage nicht dadurch entgehen, dass man aus dogmatischen oder politischen Gründen meint, die Sachen mit einer Parole oder einem Bibeltext zu lösen. Das ist eine Fantasie. Man sollte das grundsätzlich ablehnen, vor allem wenn Leute so daher kommen, indem sie meinen glauben zu müssen, dass Gott oder ihre Ideologie es ihnen erlaubt, anderen mit Lösungsstellungen zu imponieren. Sie handeln dann oft aus Angst. Denn für sie heißt es, Macht und Kontrolle aufzugeben, wenn sie keine Antwort anbieten können. Stattdessen können und müssen wir sogar damit leben, dass wir als Menschen begrenzte Kenntnisse haben. Dies zu verneinen, ist sowohl gefährlich und auch eine Selbstlüge, denn dabei lieben und akzeptieren wir uns selbst nicht, geschweige denn andere.

Soziale und ethische Verhältnisse sind so wichtig. Wenn sie nicht vorhanden sind, kommen - Leute oft zu kurz, auch was ihre eigene Selbstliebe betrifft. Daraus ergeben sich dann oft Strategien, die versuchen, dieses Loch zu füllen. Das geschieht manchmal so, dass Leute unentwegt versuchen, von anderen die Liebe und den Respekt zu gewinnen, die sie vermisst haben. Sie sind dann ziemlich intensiv mit sich selbst beschäftigt und haben daher kaum Platz und Energie, auf die Nöte von anderen zu reagieren. Meist empfinden sie es sogar als eine Last. Es kann auch sein, dass aus der innerlichen Dürre eine trockene Hoffnungslosigkeit wächst, die sich manchmal mit Zorn mischt und zu aggressiven Handlungen und sogar kriminellen Ausschreitungen führt.

Die Botschaft Jesu erinnert uns daran, die Tatsache der fehlenden Liebe zu erkennen, statt nur die Handlungen zu bemängeln, mit anderen Worten, den Baum selbst zu sehen, statt nur die ungesunden Früchte. Das Innere des Menschen, die Erde der Seele, ist zu ernähren. Liebe ernährt und ermöglicht die gesunde Entwicklung der Menschen, von Geburt an. Das Sein ist grundlegend und bestimmt das Tun. Deshalb lohnt es sich auch darauf zu achten, was es eigentlich bedeutet

Christ zu sein und als Christ zu leben, was ja auch nicht anders ist als Mensch zu sein, wie Gott es beabsichtigt hat. Dazu wenden wir uns im folgenden Kapitel.

Christ Sein

Liebe Marianne,

es gibt viele Antworten auf die Frage: was es heißt, Christ zu sein. Ein anständiger Bürger, eine anständige Bürgerin? Gut und freundlich sein? Aufrecht sein und Gesetze befolgen? Von Gott neugeboren sein? Getauft sein?

Die Taufe

Fangen wir mit der Taufe an, weil es immer noch weit verbreitet ist, dass Leute ihre Kinder taufen lassen, viel häufiger in Deutschland als in Australien, wo ich wohne. Zwar muss man sagen, dass diese Einstellung in Deutschland allmählich auch abnimmt. Wie können ein paar Tropfen Wasser auf der Stirn eines Babys so viel ausmachen, oder macht es überhaupt etwas aus?

Für einige bedeutet es sehr viel, denn das Kind wird dabei Christ und ist nicht mehr ein Heide. Sie meinen es wird in das Himmelreich kommen, nicht in die Hölle. Die Taufe ist wie eine magische Handlung, die die Zukunft für alle Zeit bestimmt. Und was noch hinzukommt ist der Glaube, dass es nicht nur Gottes Wille ist, dass Kinder getauft werden, sondern auch, dass es Gott ganz aus der Fassung bringen würde bzw. er sich sehr ärgern würde, wenn man es nicht tut, und er wird daher nicht nur das Kind, sondern auch die Eltern in die Hölle schicken. Dahinter liegt ein Menschenbild von Gott, das mit dem Gott Jesu keine Verbindung hat. Andere sind nicht so aggressiv, sondern meinen einfach, dass alle anständigen Menschen ihre Kinder taufen lassen.

Ein Kind mit Wasser zu bespritzen oder ins Wasser einzutauchen kann allein eine solche Wesensänderung nicht hervorbringen. Die Taufe ist keine magische Handlung. Auf der anderen Seite lohnt es sich über Wasser als Bild für Gott und Gottes Wesen nachzudenken. Denn Gott ist wie Wasser. Wasser ermöglicht es aus einer trockenen Stelle wieder Leben hervorzubringen, eine Wüste in einen Blumengarten umzuwandeln. Wasser reinigt auch und stillt den Durst. Man kann sich auch vorstellen, dass man als Christ in einem Strom steht (oder schwimmt), der durch die Jahrhunderte fließt und ursprünglich seinen Anfang in Jesus und seinem Glauben hatte, der aber auch von anderen Quellen her Nahrung bringt.

Die Taufe ist eine Feier, ein Schritt, in dem ich mich selbst oder mein Kind mit klarer Absicht ganz bewusst in diesen Strom stelle. Dieser Strom fließt, wo Leute für Gott offen sind und vor allem da wo er in Wort und Tat in einer Gemeinde zum Ausdruck kommt, die von Gottes Liebe lebt und sie mit sich bringt. Wenn Eltern sich entscheiden, dass sie ihre Kinder bewusst in diesen Strom unter diesen heilenden Einfluss bringen wollen, dann hat es einen Sinn, dass sie ihre Kinder taufen lassen. Man setzt voraus, dass Kinder, auch ehe sie mündig sind, von Liebe geformt und ernährt werden – ja, heutzutage eine Selbstverständlichkeit. Das ist nicht anders, wenn wir von der Einwirkung von Gottes Liebe reden.

Deshalb warten wir nicht ab, so wie einige Christen es tun, bis die Kinder ihre eigenen Entscheidungen treffen können, ehe eine Taufhandlung stattfinden kann. Die Taufe ist nichts Magisches. Sie bestimmt nicht, ob man in die Himmel oder in die Hölle kommt. Ein Verhältnis mit Gott besteht nicht auf dem Grund einer Handlung in der Vergangenheit oder eines einmaligen Ereignisses, sondern darauf, dass man in diesem Verhältnis mit Gott bleibt und an seinem Leben und

seiner Liebe aktiv teilnimmt. Kann man diese Wahrheit, die in der Taufe symbolisch dargestellt ist, auch für sich selbst rückgängig machen? Ganz bestimmt, genauso wie man in einer Ehe die Versprechungen einer Trauung rückgängig machen kann, mit oder ohne Absicht.

Anfangs haben die ersten Christen die Taufe meist so durchgeführt, dass sie Leute in einen Fluss eintauchten. Johannes der Täufer hatte im Jordanfluss getauft. Er forderte die Menschen auf, sich in das Wasser eintauchen zu lassen, was in seiner Zeit ungewöhnlich war, weil man normalerweise selbst hinein ging. Johannes sah sich als Vertreter Gottes und damit lud er Menschen ein, von Gott getauft zu werden, von Gott in Gottes Leben eingetaucht zu werden.

Die ersten Christen hatten diese Taufe weitergeführt, aber jetzt im Namen Jesu. Die Grundbedeutung ist erhalten geblieben, in Gottes Leben eingetaucht zu werden. Dazu kam, dass man sich dabei an die Taufe Jesu erinnerte und die Gabe von Gottes Geist mit der Taufe verband. Dann hat man bald die Taufe als ein Sterben und Auferstehen verstanden, als ob man mit Jesus mitgekreuzigt und dann auferweckt wurde und mit ihm jetzt einen neuen Anfang macht. Kurz gesagt, sie sprachen von einer Taufe in Jesus selbst, und meinten, dass man sich in der Taufe mit Jesus identifizierte und in sein Leben und seine Liebe eintrat. Der Gedanke erweiterte sich dann so, dass man von einem Leib Christi sprach, auf den wir alle getauft sind bzw., in den wir dabei eingegliedert sind. Das wurde aber nie magisch verstanden, als ob getauft zu sein dieses Verhältnis garantiert. Es ging immer darum, ob man in Christus, also in seinem Leib und Wesen, bleibt. Wir bringen heutzutage sowohl Erwachsene wie auch Kinder in diesen Bereich des Lebens und der Liebe hinein.

Wenn die Taufe so verstanden wird, kommt die Frage auf, soll ich mich wieder taufen lassen, wenn ich einmal meinen Glauben aufgegeben habe und dann dazu zurückkehre? Macht man etwas Ähnliches, wenn man nach Entfremdung wieder in die Ehe zurückkehrt, gibt es im Leben also viele Wiederholungen der Trauung? Normalerweise nicht. Und bei der Taufe tut man das auch nicht. Denn die Taufe ist ein Symbol von Gottes Handlung, nicht von meiner Handlung, und so ist sie einmalig und gilt als Symbol weiterhin, auch wenn wir uns davon entfernen. Es mag sein, dass ich meine Taufe mir wieder aneigne, sei das im Privaten oder in einer liturgischen Handlung, aber nicht als eine Wiederholung der Taufe.

Kurzgefasst, spricht man davon, dass man auf Christus getauft wird. Ohne den Hintergrund zu verstehen, könnte man auf Grund solcher Kurzformulierungen zu dem Schluss kommen, dass die Taufe irgendwie allein das Heil bewirkt. Daher kommt die magische Vorstellung von der Taufe. Im Johannesevangelium lässt der Verfasser Jesus erklären: „Wenn jemand nicht von Neuem geboren wird, so kann er das Reich Gottes nicht sehen“ (Joh 3,3) und „Wenn jemand nicht geboren wird aus Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen“ (Joh 3,5). Vor allem auf Grund des letzteren Spruches kommt es dazu, dass man eine Kurzformulierung in der Tauf liturgie finden kann, die erklärt, dass jemand durch die Taufe neugeboren sei. Das stimmt aber auch nur, wenn man den Hintergrund kennt und davon keine magischen Vorstellungen hat. Es ist leicht verständlich, dass auf Grund solcher Formulierungen eine magische Deutung entstand.

Umkehr und Umwandlung

Einige Leute kommen zum Glauben auf eine Weise, die dramatisch und sofort transformierend wirkt. Dabei hört man oft von Wiedergeburt, vor allem auf Grund des ersten Spruches Jesu darüber im Johannesevangelium, der oben zitiert ist. Bei Evangelikalen findet man häufig das Bild der

Neugeburt. Bildhaft wird dabei auf den Anfang einer neuen Lebensweise hingewiesen, im ursprünglichen Sinn der Eingliederung in den Leib Christi. Paulus beschreibt die Taufe in ähnlicher Weise: man wird dabei ein Sohn oder eine Tochter Gottes. Das hat nie bedeutet, dass man meint, dass eine Ehe besteht, weil man sich einer Trauung unterzogen hat. Die Trauung war bloß der Anfang. So ist es auch mit der Neugeburt. Eine dramatische Umkehr ist keine lebenslange Garantie. Das war auch nicht der Fall bei Paulus, der eine dramatische Umkehr erfuhr. Ob man ein solches Ereignis erlebt hat oder nur allmählich zum Glauben kommt oder einen Glauben in sich entwickeln lässt, die Hauptsache ist, dass man jetzt das Verhältnis lebendig aufrecht hält. Die Bezeichnung „Christ“ garantiert gar nichts. Was bezeichnend ist, ist ein andauerndes Schöpfen aus der Quelle des Lebens.

Himmel und Hölle

Für lange Zeit haben Menschen den Eindruck gehabt und es auch gelehrt, dass die christliche Botschaft hauptsächlich damit zu tun hat, ob man nach dem Tode in den Himmel oder in die Hölle kommt. Die Menschen malen sich ein Bild aus, nach dem Gott auf uns wartet und im Augenblick des Todes, wenn nicht schon vorher, entscheidet, ob er uns mit dem Himmel belohnt oder uns ewig untragbarem Leiden mit Feuer aussetzen wird. Deshalb war die Taufe für viele so wichtig und ist es immer noch. Das Baby wird sonst zur Hölle verdammt. Man gibt sich daher große Mühe, ein sterbendes Baby schnell noch taufen zu lassen.

Solche Vorstellungen stehen meines Erachtens in einer unüberbrückbaren Spannung zu den Grundbegriffen der christlichen Botschaft. Zuerst einmal rücken dabei die Belohnung und Bestrafung ins Zentrum der Überlegungen. Am schlimmsten dabei ist das Evangelium als ein Angebot, wie man reich werden kann und wie man ein Haus im Himmel bekommt. Im Zentrum steht nicht Gott, sondern etwas für mich. Die Einladung der christlichen Botschaft ist dann eine Variante der Selbstbedienung und Selbstsucht. Auf der negativen Seite ist es eine Einladung, sich vor dem gefährlichen Strafmeister, Gott, gerettet zu haben. Zum Teil ist es berechtigt, im eigenen Interesse zu handeln. Man nimmt dabei eine Verantwortung auf sich. Aber ist die Lage richtig erfasst, wenn man die Botschaft so versteht?

Auf der anderen Seite kann die Hölle ein Bild sein, vor allem dafür, wie Menschen leiden oder andere leiden lassen oder auch sich selbst leiden lassen. Sie machen sich ihre eigene Hölle. Die Botschaft der Liebe heißt dann, Menschen daraus zu retten. Auf der positiven Seite ist die christliche Botschaft eine Einladung, an sich selbst zu denken, und zwar auf der Basis, dass es in meinem Interesse ist, Liebe für mich selbst ernst zu nehmen. Denn nach Jesus findet man ein wahres Leben, wenn man drei Aspekte zusammenbringt: Liebe zu sich selbst, Liebe zu anderen und Liebe zu Gott. Denn wenn man Gott liebt, nimmt man an Gottes Liebe für andere und für sich selbst teil, und, wenn man sich selbst liebt, wird man von den Bemühungen befreit, dauernd für sich selbst Liebe zu suchen, und man wird frei, andere zu lieben. Jesus appelliert daher an unser Selbstinteresse und meint, dass Liebe zu Frieden und Freude führt, auch wenn uns Liebe manchmal in Situationen bringt, die uns Schmerzen bringen, wie es in seinem Leben der Fall war.

Im Zentrum der Botschaft steht nicht ein Platz oder ein Gefühl, sondern eine Person: Gott. Es geht um unser Verhältnis mit dem Grund des Wesens, mit unserem Lebensgrund und mit dem Grund aller Wesen. Unser Glaube ist, dass dieses Verhältnis nicht aufhört, sei es im Leben oder im Tod oder nach dem Tod. Juden der Zeit Jesu und daher Judenchristen und die, die sich ihnen angeschlossen hatten, hatten verschiedene Vorstellungen darüber, was nach dem Tod kommt. Am häufigsten war

die Vorstellung, dass man in das Reich der Toten einstieg, und dort entweder einschlief oder halb bewusst ein Halbleben führte. Am Ende der Zeit, glaubten sie, wird man auferweckt, um vor Gottes Gericht zu stehen, um dort Rechnung über sein Leben auf Erden zu geben. Um auf diese Weise anwesend zu sein, brauchte man daher wieder einen Körper, und so kam der Glaube an die Auferstehung der Toten zu Stande. Der alte Körper wird ohne Überreste in einen geistlichen Körper umgewandelt. Die ersten Christen glaubten, dass Jesus als erster so auferweckt wurde und ihnen so in seinem umgewandelten Körper erschien.

Es gab Varianten, vor allem davon, in wie weit man schon nach dem Tode bewusst wird. Zum Beispiel im Johannesevangelium wird vorausgesetzt, dass man gleich nach dem Tode völlig bewusst in Jesu Anwesenheit in Herrlichkeit sein werde, was dann zu dem Ergebnis führte, dass die Vorstellungen von der endzeitlichen Auferweckung und vom Gericht im Johannesevangelium weniger betont wurden, bzw. meist metaphorisch benutzt wurden. Dort wird ja vor allem betont, dass das Heil kein Platz und keine ekstatische Erfahrung ist, sondern ein andauerndes Verhältnis mit dem ist, der das Wasser und Brot des Lebens anbietet. Im Grunde gilt das auch für die Zukunftserwartung der ersten Christen überhaupt, nämlich dass nicht eine Versprechung oder ein Bild der Zukunft, sondern Gott selbst die Quelle der Hoffnung war. In diesem Sinn könnten auch wir sagen, dass es uns ausreicht, wenn wir nur an einer einzigen Wahrheit festhalten, was die Zukunft betrifft. Diese Wahrheit ist Gott selbst. Nach dem Tod sind wir in Gottes Händen. Das reicht vollkommen. Alles andere ist Spekulation, auch neuzeitliche Berichte über Erfahrungen, die man als außerkörperliche Erfahrung oder als postmortal bezeichnet.

Eine breitere Sicht

Grundlegend für die Hoffnung Jesu und der ersten Christen war die Vorstellung von einer erneuerten Gesellschaft, in der Liebe und Gerechtigkeit herrscht. Jesus sprach häufig vom Reich Gottes und damit griff er auf alte Traditionen zurück, die wir im Alten Testament finden. In der jüdischen Gesellschaft seiner Zeit waren sie wiederaufgelebt. Es handelt sich um die Hoffnung, dass die Juden, die aus eigenem Willen oder vertrieben in die Umwelt außerhalb ihres Landes weit verstreut waren, wieder in ihr eigenes Land zurückkehren würden, um dort in Frieden unter sich und mit Gott zu leben. Dazu kam für einige auch die Hoffnung, dass auch die Nationen Gott anerkennen würden, Gott im Tempel ehren würden und mit Israel in Frieden leben würden, wie es im Prophet Jesaja heißt: „Da werden sie ihre Schwerter zu Pflugscharen machen und ihre Spieße zu Sichel. Denn es wird kein Volk wider das andere das Schwert erheben, und sie werden hinfort nicht mehr lernen, Krieg zu führen“ (Jes 2,4). Eine andere Variante ihrer Zukunftshoffnung war allerdings, dass Gott einen Krieger wie David, einen Gesalbten, einen Messias, an die Macht bringen würde, der die Römer vom Lande vertreiben würde, bzw. sie zerschlagen würde.

Wie im Kapitel über Jesus schon erwähnt, gebrauchte er mit Vorliebe das Bild der gemeinsamen Mahlzeit. Obwohl es von anderen exklusiv verstanden wurde, war bei Jesus die Mahlzeit ein offenes Angebot. Alle waren eingeladen. Er hat sich so damit identifiziert, dass er in seiner letzten Mahlzeit mit seinen Jüngern den einleitenden Ritus, das Brotbrechen, auf sich selbst bezog, und nach der Mahlzeit das Ausschütten des Weins ähnlich deutete. Denn bei Jesus war die Mahlzeit nicht nur ein Bild der Zukunft, sondern auch ein Bild der Gegenwart, ein Bild des Heils. Bei Jesus hieß Heil nicht so sehr, was mit dem Individuum nach dem Tode passiert, sondern war ein Ausdruck von Gottes Willen und Gottes Liebe, jetzt und in der Zukunft. In dem Sinne nahm er die jüdische Hoffnung von der Zukunft auf, die auf Gemeinschaft, Frieden und Freude konzentriert war.

Wie die meisten seiner Zeit hatte Jesus offenbar die Erwartung, dass Gott bald erscheinen würde, um das vollkommen zu verwirklichen. Paulus hat ähnlich gedacht und schrieb überzeugt, dass er noch am Leben sein würde, wenn das Ende kommt. Vor allem, weil sie die Auferstehung Jesu als die erste der Endzeit verstanden, intensivierte sich bei ihnen die Erwartung, dass das Ende kurz bevorstand und auch, dass Jesus mit Engelmächten bald zurückkommen würde, um das Reich Gottes auszurichten. Ihr altes schon auf aramäisch formuliertes Gebet hieß: *Marana Tha!* „Komm unser Herr“.

Die Hoffnung auf die Zukunft, wie wir sie bei Jesus und Paulus finden, kam nicht so zu Stande, wie sie es sich vorgestellt hatten. Was aber feststeht und von andauernder Bedeutung ist, ist das Bild der Hoffnung, das dahintersteckt. Als Zeremonie ist sie noch im Abendmahl vorhanden: wir haben die Hoffnung, dass alle in Frieden und Gerechtigkeit und im Eins-Sein mit Gott leben. Dafür hat Jesus sein Leben gegeben und dafür geben wir unser Leben. Heil heißt, in dieser Hoffnung zu leben und Gottes Leben zu teilen, damit sie verwirklicht wird. Im Vaterunser beten wir: „Dein Reich komme.“ Das ist weniger Zukunftsträumerei als dass man sich diesem Ziel persönlich widmet.

Hoffnung und Wirklichkeit

Was als eine Bewegung in Galiläa und Judäa anfang, erweiterte sich im römischen Reich und auch im Osten und war bald nicht begrenzt auf nur jüdische Gemeinden und deren Verehrer, nämlich, die sogenannten Gottesfürchtigen unter den Heiden, die auch Synagogen besuchten, sondern fand auch Zuhörer in der Öffentlichkeit der großen Städte. Eine Hoffnung, die in jüdischen Kategorien formuliert worden war, musste man in neuen Kategorien für viele andere Kulturen zum Ausdruck bringen. Wie konnte man das tun, ohne dabei vieles verloren gehen zu lassen? Wie kann die gute Botschaft für Juden jetzt die gute Botschaft zum Beispiel für Römer sein? Dazu kam auch die Enttäuschung, dass die Geschichte nicht zum baldigen Ende gekommen war, wie anfangs erwartet worden war. Wie verhielt sich die christliche Botschaft auch zu Botschaften der anderen Religionen im Reich?

Auf dem Marktplatz der Religionen konnte sich die christliche Bewegung gut behaupten, denn auch sie konnte von Wundern erzählen, die beweisen, dass man auf ihren großen Lehrer Jesus hören sollte. Was Wunder anbetrifft, entstellten solche Marktkräfte, jedoch die Botschaft. Denn bei Jesus ging es nicht darum, durch Wunder seine Macht zu beweisen, sondern Hoffnung für die Armen anzubieten. Aber wie konnte man den Armen Hoffnung anbieten, wenn sie mit der Macht des Reiches konfrontiert wurden? Am besten konnte man ihnen versprechen, dass die Dinge für sie am Ende der Zeit anders sein würden. In der Zwischenzeit beschränkte sich Hilfe für die Armen meist auf Hilfe für die Mitgläubigen, aber nicht für die Außenseiter.

Weil es kaum einen Sinn hatte, von Hoffnung in nationalistisch jüdischen Kategorien zu sprechen, hat man andere Möglichkeiten gesucht. Bald erweiterte sich die Tendenz, hauptsächlich das individuelle Heil zu betonen. Dabei kam vor allem das Endgericht zum Tragen. Das Heil bedeutet demnach nicht die Einführung des Gottesreiches, sondern die Vergebung der Sünden, um so vor dem künftigen Endgericht verschont zu bleiben. Damit verband sich die Botschaft, in der man den Moment der Entscheidung in den Mittelpunkt rückte, die dann bestimmen würde, ob man in den Himmel oder in die Hölle kommt. Damit ging leider vieles verloren. Die Botschaft wurde auf ein individuelles Heil reduziert.

Andere Möglichkeiten bestanden darin, dass man Innerlichkeit betonte, wie es ja auch auf dem Markt der Religionen von anderen vertreten wurde. Danach bietet Jesus innerlichen Frieden. Das Reich Gottes ist eine Sache der Seele. Damit gingen auch leider die sozialen Dimensionen der Botschaft verloren. Einige gingen noch weiter und gaben alle Hoffnung auf, dass man Freude und Frieden in dieser Welt und in diesem Körper finden kann und konzentrierten sich vollkommen auf die Hoffnung einer nicht physischen Welt und der Befreiung der Seele aus dem Käfig des Körpers. Damit verband sich oft die Vorstellung, dass diese Welt das Werk eines Monsters, eines bösen Schöpfer-Gottes war, nicht des Gottes Jesu, und dass der wahre Gott Jesus geschickt hat, um uns diese Kenntnis (Gnosis) zu vermitteln.

Glücklicherweise hat sich die Kirche wenigstens von der letzteren Botschaft distanziert. Sie hat christliche Schriften identifiziert und gesammelt, die sie als vertrauensvolle Zeugnisse ansah, und lehnte andere ab. Diese Sammlung ist unser Neues Testament. Es kommt aber immer wieder vor, dass im Namen Jesu Botschaften verbreitet werden, die mehr mit populären neuen Erfindungen zu tun haben als mit der Botschaft, die auf Jesus zurückgeht. Glücklicherweise bekennt sich die Kirche immer noch zu der kritischen Aufgabe, zu prüfen, ob die Botschaften die Sache Jesu treu vertreten oder ob sie diese entstellen. Dazu dienen zum Teil die Bibelwissenschaft und die Wissenschaft der Theologie. Dabei muss die Kirche auch ihre eigenen Fehlentscheidungen der Vergangenheit erkennen und offen und flexibel sein, um die Wahrheit und die Liebe in sowohl alter wie auch neuer Gestalt zu befürworten.

Heute ist die Welt der Kirche und ihrer Botschaft nicht nur wesentlich breiter als Galiläa und Judäa, sondern auch umfangreicher und intensiver verbunden als je zuvor. Religionen, die in anderen Kulturen entstanden sind, sind nicht mehr so weit von uns entfernt, sondern begegnen uns direkt durch die internationalen Medien und durch moderne Völkerwanderung sogar in unserem eigenen Land. Schlecht informierte Kritik an anderen Religionen hat bei uns keinen Platz oder sollte keinen Platz haben. Wir müssen offen sein und zuhören. Die Stimme der Liebe spricht viele Sprachen. Es ist unsere Aufgabe, sie zu erkennen und uns darüber zu freuen und uns nicht so weit wie möglich von anderen abzugrenzen. Kritische Auseinandersetzung mit anderen Religionen und Kulturen und mit der eigenen gehört zu der Aufgabe, einander zu lieben. Liebe und Licht tragen keine Etiketten. Glaubt man wirklich, dass Gott sich betroffen fühlt, wenn Liebe kein christliches Etikett trägt, als ob er sich wie an einem Marktwettbewerb beteiligt sieht? Sicherlich nicht. Hauptsache ist die Liebe und wir wollen behaupten, dass, wenn wir mit der Liebe eins sind, wir auch mit Gott eins sind.

Das alles passiert nicht automatisch. Christ sein heißt, so weit wie möglich den Kontakt mit Gott und der Liebe aufrecht zu halten. Deshalb kommen wir in Gemeinden zusammen und im Gottesdienst. Deshalb nehmen wir uns die Zeit darüber nachzudenken und zu beten. Deshalb haben Menschen versucht, ihren Glauben zum Ausdruck zu bringen und zu feiern, sei es durch Kunst, durch Musik, oder durch Poesie. Dabei haben sie Erfahrungen und Erlebnisse gesucht, die ihnen helfen, sich in ihrem Gottesbewusstsein und in der Liebeszuwendung zu stärken, sei es in der Natur, im Theater, in moderner und alter Liturgie, und vor allem mit Mitreisenden auf dem Wege. Liebe in Wort und Tat heißt Leben.

Das Heilige in Uns

Liebe Marianne,

ich habe dieses Buch deshalb geschrieben, weil ich Dir mitteilen wollte, was ich eigentlich glaube. Ich habe versucht, dies so klar wie möglich darzustellen und mich dabei von Überlegungen fernzuhalten, was andere von mir erwarten könnten oder meinen, dass ich schreiben müsste. Was ich schreibe, geht mich persönlich an und kommt zum Teil aus der Tiefe meines Wesens. Dies sind die Einstellungen, die mich über ein halbes Jahrhundert begleitet haben. Zugleich sind sie als Aussagen anzusehen, die aus meiner Gegenwart stammen, denn meine Gedanken haben sich auch über die Zeit entwickelt, und das wird ja auch in der Zukunft gelten. Ich biete sie in der Hoffnung an, dass sie Dich und andere zu eigenen Überlegungen und Entdeckungen führen werden.

Hinter meinen Überlegungen steckt mehr als meine Gedanken und meine eigene Begeisterung, diese Dinge mitzuteilen. Denn hinter ihnen stehen Personen, Leute. Ich habe so viel von anderen gelernt, und nicht nur Ideen, denn Menschen sind mehr als Gedanken, Worte, Handlungen, Bewegungen und ihr Aussehen. Menschen sind Lebewesen, die Gefühle haben, die einen inneren Raum haben, der geheimnisvoll und heilig ist. Soweit man einen anderen oder eine andere kennen lernen kann, auch intim, kann man nie die ganze Person kennen. Es bleibt immer ein Unbekanntes, ein Sakrales, ein Anders-Sein.

Um das Bild des Heiligtums aufzugreifen, betrachte ich mein Annähern an eine andere Person als das Annähern zu einem Tempel. Es gibt einen Außenbereich, den alle betreten dürfen. Es gibt aber einen inneren Bereich, in den man nur unter bestimmten Bedingungen eintreten darf. In Liebe kann man die Tore aufmachen und intime Beziehungen zulassen. Ich kann mich selbst auch als ein Heiligtum betrachten. Das betrifft nicht nur mein Verhältnis mit anderen, sondern auch mein Verhältnis mit mir selbst und schließlich auch mein Verhältnis mit Gott, der mir ja im Allerheiligsten meines Wesens begegnet. Mit Gott eins zu sein hat eine Bedeutung, die mein Verhältnis mit mir selbst und mit anderen bestimmt, aber mich auch mit Gottes Wirklichkeit und der Wirklichkeit der Schöpfung verbindet.

Mit allen anderen Menschen teile ich diese Wirklichkeit, denn ich glaube, dass es in jedem einen heiligen Platz gibt. Wenn ich mir meinen Innenraum wie ein Heiligtum vorstelle, bin ich mir bewusst, dass ich in gewissem Sinn nie allein dort bin. Andere sind auch in diesem Heiligtum. Jesus ist dort, so wie viele Frauen und Männer aus der Geschichte. Wenn ich versuche, auf Gott zu hören, höre ich die Stimme Jesu, zwar manchmal angesichts der vielen anderen Stimmen nicht immer klar, einschließlich auch der Stimmen derer, die aus Not rufen, und in ihren Stimmen höre ich ja auch manchmal Gottes Stimme.

Das Heiligtum hat sein Dekor, Tafeln, die Glauben darstellen, reiche Überlieferungen, die zum Teil aus der Bibel hervorgegangen sind, Geschichten von Liebe und Mut. Der heilige Raum ist von allerlei Arten von Menschen gefüllt, einige ähnlich wie ich, andere mir ganz fremd, einige, bei denen ich sehr zuhause bin, andere, mit denen ich mich fast fremd fühle. Aber hier ist Raum für alle, kein Gedränge, eher eine Möglichkeit, andere kennenzulernen und von ihnen zu lernen.

Wie in einem Traum kann sich das Bild ändern. Manchmal befindet sich der heilige Ort nicht in einem Tempel, sondern in einem Wohnzimmer oder auf der Straße oder in einem Gefängnis oder in

einem Krankenhaus. Manchmal bin ich direkt dabei und engagiert, manchmal bleibe ich in der Ferne und beobachte. Das Heilige ist nicht Überlegenheit oder ein sich von anderen abgrenzen, sondern ein Bewusstsein, dass Liebe Leben bringt. Das Heilige war dabei, als Jesus eine Aussätzige berührte, sich neben Maria setzte, eine Mahlzeit mit Zachäus aß, Kinder auf seinen Schoß nahm, Tempelbehörden konfrontierte. Das Heilige ist auch dort, wo es keine Leute gibt, in den Bergen, in den Wäldern, in den Ozeanen, und vor allem, wo das Heilige ernährt und erneuert wird.

Manchmal erfährt man das Heilige in der Stille oder in der Bewunderung vor der Schöpfung. Ein anderes Mal begegnet man dem Heiligen, wo gelitten wird, wo Liebe in Konflikt mit Hass gerät und trotzdem nicht aufgibt, wie vor allem am Kreuz. Manchmal ist das Heilige auch vorhanden, wo wir in Dunkelheit und Unwissenheit auf Probleme stoßen, die wir nicht lösen können, und auch wenn wir versagen und am Ende unserer Fähigkeiten sind. Liebe gibt nicht auf. Das Heilige hat auch Platz für uns, wenn wir gebrochen sind. Am heiligen Ort gibt es auch Platz für misslungene Experimente, aufgegebene Pläne, verfehlte Konstruktionen.

Am heiligen Ort zu sein heißt am Ort der Liebe zu sein und zu wissen, dass Liebe das Heilige ermöglicht und uns Gott nahebringt. Denn Liebe verbindet uns mit allen, bringt uns zum Anfang der Zeit zurück und lädt uns ein in die Zukunft. Am Anfang war die Liebe und am Ende ist die Liebe und mitten im Leben begegnet uns die Liebe Gottes und will uns auf unserem Weg begleiten.

Mein Wunsch für Dich und für alle, die dieses Buch lesen, ist, dass Ihr diese Liebe entdeckt und Euch von dieser Liebe entdecken lasst. Sich selbst zu finden ist zugleich im innersten Sinn, Gott zu finden. Das ist kein Augenblick in der Zeit, der kommt und dann vorbei ist, sondern ein andauerndes Engagement, sich in einem heiligen Raum zu bewegen, in dem man sich finden kann und zu anderen Zugang finden kann. Es geht nicht darum, besonders religiös zu sein oder seine eigenen Bedürfnisse, ohne einen Blick auf andere, zu erfüllen, sondern darum, alltäglich für Gottes Leben und Liebe offen zu sein, denn das ist die Einladung, die uns Gott durch Jesus und durch die ganze Schöpfung anbietet. Das ist mein Glauben.